



Foto: Erich Kastan. Aus: W. Weinke, Verfolgt, vertrieben, aber nicht vergessen, Weingarten 2003

Die Hamburger Tänzerin Erika Milee (1907–1996), porträtiert von Erich Kastan (siehe Seite 157)

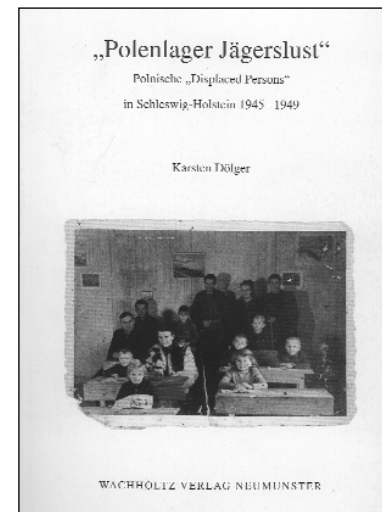
REZENSIONEN

„Wartesaal unentschiedener Menschen“

Ende der 90er Jahre hatte ich Albert Leuschner bei seiner „Antifaschistischen Kreisrundfahrt Rendsburg/Eckernförde“ begleitet. Ein Haltepunkt war „Jägerslust“. Ich kannte den Ort, führte mich doch mein früherer Arbeitsweg mit dem Motorrad täglich daran vorbei. Aufgefallen waren mir längliche Wohnbaracken jüngerer Datums, die von der Landstraße zwischen Achterwehr und Bredenbek her zu sehen sind.

Aus Karsten Dölgers Aufsatz im *AKENS-Info* Nr. 17¹ wusste ich, dass hier früher ein Zwangsarbeiterlager existiert hatte. Albert Leuschner klärte mich auf, dass in den neuen Baracken Flüchtlinge untergebracht werden. Ein geeigneter Ort hierfür. Gerade die ländliche Bevölkerung hat Angst, sich mit den Flüchtlingen „kriminelle Elemente“ ins Dorf zu holen. Es drängt sich der Verdacht auf, dass diese Ängste mit dem damals geschürten Schreckensbild des „Polenlagers Jägerslust“ zumindest im Unterbewusstsein verankert sind...

Karsten Dölger begründet sein ausführliches Werk zur Nachkriegsgeschichte des Lagers „Jägerslust“ mit dessen langjähriger Existenz und den dort entstandenen bedeu-



Karsten Dölger, „Polenlager Jägerslust“. Polnische „Displaced Persons“ in Schleswig-Holstein 1945–1949. Neumünster: Wachholtz Verlag 2000. 404 S. (= Quellen und Forschungen zur schleswig-holsteinischen Geschichte, 110).

tenden Institutionen. Er präsentiert damit eine wissenschaftliche Fleißarbeit, in der er seine intensiven Forschungen zusammenfasst und belegt.

Vorgeschichte

1937 wurden im Marinegemeinschaftslager „Jägerslust“ zum Bau des Ölhofs Flemhude etwa 500

1. Ein Urteil des Hanseatischen Oberlandesgerichtes Hamburg gegen drei Dänen aus dem Arbeitslager Jägerslust aus dem Jahre 1942. In: *AKENS-Info* 17 (Dezember 1989), S. 4–14.

dienstverpflichtete Arbeiter untergebracht. Es folgten Tschechen, Dänen, Niederländer, Italiener und Franzosen. 1943 wurde ein zweites Lager für ca. 2.000 sowjetische Kriegsgefangene eingerichtet. Überliefert ist deren brutale Behandlung durch die Marinebaubereitschafts-Abteilung als Wachmannschaft.

Anfang Mai 1945 erfolgte die Übergabe an die britische Besatzungsmacht. Viele sowjetische Kriegsgefangene und „Displaced Persons“ (= DP: Zivilpersonen, die sich aus Kriegsfolgegründen außerhalb ihres Staates befinden und ohne Hilfestellung nicht zurückkehren oder eine neue Heimat finden können) befürchteten bei Heimkehr in den stalinistischen Machtbereich Repressionen, hatte es unter ihnen doch auch Überläufer zur deutschen Wehrmacht gegeben.

Trotzdem hielten sich die Briten an Vereinbarungen und schoben Ende Mai 1945 u.a. 2.500 Personen aus „Jägerslust“ in den sowjetischen Machtbereich ab. Mit dieser Zwangsrepatriierung verlor die britische „Befreiungsarmee“ viel Vertrauen, gerade bei den polnischen DPs, für die oftmals ihre Heimat durch die veränderten geografischen und politischen Verhältnisse nicht mehr existierte.

„Polenlager Jägerslust“

Im Rahmen der Lagerumorganisation nach Nationen wurde im Sommer 1945 das „Polenlager Jägers-

lust“ mit 1.450 Personen eingerichtet. Etwa die Hälfte der Bewohner waren frühere KZ-Häftlinge. Laut Dölger ist darin der Grund für den hohen Intellektuellenanteil und somit das Entstehen einer lagereigenen Presse, die Einrichtung einer Schule etc. in „Jägerslust“ zu sehen.

Dölgers biografische Skizzen u.a. des Lagerpriesters und des Schulleiters geben ein facettenreiches Bild von Polen, die unter den jeweiligen Verhältnissen versucht haben, ihren eigenen bewussten Weg zu gehen. Der Autor bettet deren Erlebnisse in den dort bestimmenden historischen Hintergrund ein. Auch an anderen Stellen des Buches erläutert er jüngste polnische Geschichte, wodurch Handlungen und Konflikte nachvollziehbar werden.

Überflüssig erscheint die Vorbemerkung zu den Biografien: „Dabei ist es nicht das Ziel, sich mit den dargestellten Personen zu identifizieren, es geht vielmehr darum, wissenschaftliche Erkenntnis zu gewinnen und zu vermitteln.“ Hat Dölger Angst davor, sein Werk könne nicht als „wissenschaftlich“ anerkannt werden, wenn er nicht die „(Schein-) Objektivität“ wahrt?

Der Aufenthalt (nicht nur) in „Jägerslust“ wird von den Insassen als „Wartesaal unentschiedener Menschen“ empfunden. Instabilität durch häufiges Eingreifen und Umorganisieren der jeweils Zuständigen ist ein Charakteristikum der viereinhalbjährigen Lagergeschichte

nach Kriegsende. Lediglich ein Drittel der Lagerbewohner lässt sich im November 1945 repatriieren. Erst ab Juli 1947 ist auch eine Auswanderung in Drittländer möglich.

Dölger schlüsselt die Zuständigkeiten und (Befehls-)Strukturen der britischen Besatzungszeit auf. Dabei wird deutlich, dass die Rahmenbedingungen für das Leben im Lager und sein Verlassen von höchster politischer Ebene bestimmt wurden, wohingegen Manches auf unterer Ebene schon an Sprachbarrieren scheiterte.

Breiten Raum nimmt die Darstellung und Aufschlüsselung der Institutionen und Lebensverhältnisse im Lager ein. Dabei erfährt man, dass es in „Jägerslust“ ein Zentrum zur Erziehung polnischer Jugendlicher gegeben hat, die durch die Nazierrschaft häufig in erbärmlichem psychischen und physischen Zustand waren. Seelischen Beistand bot die katholische Kirche, die während des Nationalsozialismus zum Zufluchtsort der nationalen Kultur Polens geworden war. Fünf Zeitungen sind alleine in diesem Lager produziert worden. Durch alle Bereiche zieht sich in der über vierjährigen Lagergeschichte der Konflikt, ob man sich in das jetzt stalinistisch beeinflusste Polen repatriieren lassen soll oder nicht.

„Schreckenslager“

Nach ausführlicher Erläuterung der verschiedenen Aspekte des Lager-

lebens – Unterkunft, Ernährung, Kleidung, Gesundheitswesen, Familie etc. – schließt sich das Kapitel über „Kriminalität“ an. Dabei wird deutlich, dass es sich bei den kriminellen Polen immer um eine Minderheit gehandelt hat, deren kriminelles Netz auch Deutsche und britische Besatzungssoldaten einschloss. Traurige Höhepunkte sind mehrere Raubmorde, die schließlich im September 1947 zu einer Razzia im Lager mit 89 Verhaftungen – darunter zwei deutsche Frauen – führte. Anschließend bedankten sich Lagerleiter und Priester im Namen der Bewohner für diese Maßnahme.

Unkenntnis über o.g. Hintergründe und einseitige Stimmungsmache in der Presse über „Jägerslust“ als „Verbrecherlager“ gruben sich ins deutsche Bewusstsein. Nur eine Minderheit sah den Zusammenhang mit der Deportation der Zwangsarbeiter durch die Deutschen. Ein hohes Mitglied der britischen Militärregierung in Kiel drückte es so aus: „Deutschland, das für das DP-Problem verantwortlich ist, trägt zur Lösung nichts anderes bei als Propaganda gegen die DPs.“

Kein Ende der Lagergeschichte

Im Kapitel über die Auflösung des „Polenlagers Jägerslust“ geht Karsten Dölger nochmals ausführlich auf die Probleme der Repatriierung und die damit verbundenen Ängste

ein. Er macht deutlich, dass die später möglichen Auswanderungen in die USA, nach Australien, Kanada, Israel usw. für die Betroffenen Züge eines politischen Asyls trugen. Die aufnahmebereiten Länder verfolgten hierbei rein materielle Interessen. Für die Aufnahmebewilligung waren Qualifikationen und langwierige Prüfungen erforderlich.

Im Oktober 1949 wurde das Lager an die deutsche Verwaltung übergeben. Die noch verbliebenen Bewohner verteilte man als „heimatlose Ausländer“ auf wenige Lager in Schleswig-Holstein, bis diese in den fünfziger Jahren über Wohnungsbauprogramme aufgelöst wurden. Anschließend wurde „Jägerslust“ bis 1969 als Wohnkolonie für deutsche Flüchtlinge genutzt, bildete dann ein Aufnahmeflager für „deutschstämmige“ Familien aus Osteuropa und ist seit Ende des letzten Jahrhunderts Unterkunft für Spätaussiedler und Asylbewerber.

Das Buch schließt mit einem gepflegten Anhang. Fotos, Abkürzungserläuterungen, Orts- und Personenregister sowie ein Literaturverzeichnis runden dieses Werk ab. In den einzelnen Kapiteln verschaffen Tabellen, Karten und grafische Darstellungen Überblicke. Lobenswert ist, dass wirklich viele Aspekte der Lagergeschichte ausführlich und gründlich zur Sprache kommen, was allerdings das Lesen des Buches von der ersten bis zur letzten Seite manchmal etwas zäh werden lässt. Vorteil dieser Darstellung ist, dass man das Buch auch gut als Nachschlagewerk nutzen kann.

Karsten Dölger ist es mit diesem Buch nicht nur gelungen, die Geschichte des Lagers „Jägerslust“ und seiner (polnischen) Bewohner vor dem Vergessen zu bewahren, sondern auch historisch fundiertes Wissen zu deren Verständnis zu vermitteln.

Peter Meyer-Strüvy

Exemplarischer Querschnitt in Einzelbildern

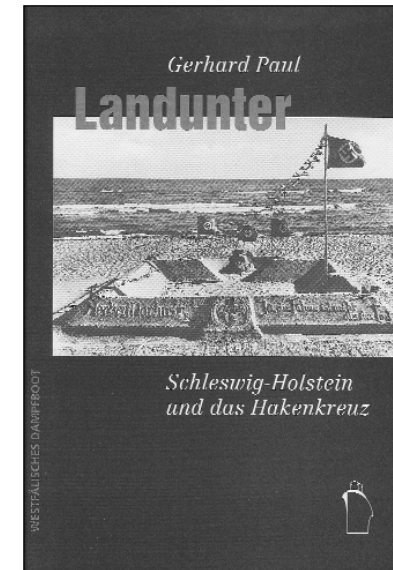
Gerhard Paul hat sich längst den Ruf erworben, einer der führenden Zeithistoriker Schleswig-Holsteins und Experte für die hiesige NS-Vergangenheit zu sein – zahlreiche Publikationen stellen das unter Beweis. Nun legt der Flensburger Forscher die voluminöse Aufsatzsammlung *Landunter – Schleswig-Holstein und das Hakenkreuz* vor,

deren unkonventioneller Ansatz in der schleswig-holsteinischen Historiografie bislang ihresgleichen sucht. Dieser Band ist das Ergebnis einer langjährigen Arbeit des Hochschullehrers Paul zu jahrzehntelang bestehenden Forschungsdesiderata der schleswig-holsteinischen Zeitgeschichte. Schon in früheren Veröffentlichungen hat der als eloquent

bekannte Historiker das Feld seiner Forschungen weiträumig abgesteckt und dabei immer wieder darauf hingewiesen, in welcher Breite ganze Themenkomplexe aus dem NS-Zusammenhang speziell im Land zwischen den Meeren über Jahrzehnte unbeachtet geblieben sind.

Diese Themenbreite findet sich nun in den Aufsätzen des vorliegenden Bandes wieder: So werden darin ebenso regionale Machtzentren von Gestapo und Sicherheitsdienst der SS beleuchtet wie auch der Terror der NS-Militärjustiz – speziell der Marine – Gegenstand der Untersuchung ist. Weiterhin geht es um Aspekte der regionalen NS-Propaganda und der Sozialgeschichte der jüdischen Bevölkerung sowie der Emigration, des Exils und Formen von Verweigerung und Widerstand. Ein besonderes Augenmerk gilt dem Autor auch in diesem Band der Tatsache vielfacher Kontinuitäten nach 1945. In speziellen Aufsätzen widmet sich Gerhard Paul dem Kriegsende sowie dem politischen, justiziellen und gesellschaftlichen Umgang mit der verdrängten NS-Vergangenheit im Land.

Doch gehen die Betrachtungen auch in allen anderen Aufsätzen über die Zeit der zwölfjährigen NS-Diktatur hinaus, da das Kartell des Schweigens und der Sumpf alter NS-Seilschaften – so eine zentrale These Gerhard Pauls – gerade in Schleswig-Holstein sehr intensiv



Gerhard Paul: *Landunter. Schleswig-Holstein und das Hakenkreuz*. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot 2001. 511 S.

nachwirken konnte. Die Ursache dafür ist besonders in der Tatsache zu finden, dass der Marinestützpunkt Flensburg als letzte „Reichshauptstadt“ diente; so kreisen viele der recherchierten Geschichten um die Hafenstadt an der Förde.

In diesem vorläufig letzten Werk zur regionalen Zeitgeschichtsforschung verfolgt Gerhard Paul erklärtermaßen nicht die Absicht, eine durchgängige Geschichte des „Dritten Reichs“ in Schleswig-Holstein nachzuzeichnen. Vielmehr widmet er sich darin einzelnen, bisweilen randständig erscheinenden Aspekten der jüngeren Geschichte des nördlichsten Bundeslandes. Tatsächlich aber ist aus der Summe

aller Einzelthemen letztlich doch so etwas wie ein exemplarischer Querschnitt entstanden, der tiefe Einblicke erlaubt in die Strukturen und Prozesse Schleswig-Holsteins unter der NS-Diktatur sowie in dessen Vor- und Nachgeschichte: So setzt die Aufsatzabfolge des Bandes – einer lockeren Chronologie folgend – mit den Wahlerfolgen der Nationalsozialisten auf den nordfriesischen Inseln vor 1933 ein und kommt über Aspekte der inneren Konsolidierung des NS-Staates in den ersten Herrschaftsjahren zu Themen des Kriegsbeginns, der Verhältnisse während des Kriegs und des Kriegsendes bis hin zur Biografie eines jüdischen Überlebenden, der bei der Betreuung der Lübecker Exodus-Flüchtlinge wirkte und anschließend in Schleswig-Holstein „hängengeblieben“ ist.

Doch das Herausragende dieses Bandes begründet sich in der ungewöhnlichen Art des Zugangs zu den einzelnen Themen. In allen Beiträgen ist eine durchgängige Grundstruktur beibehalten, die das sonst übliche Schema einer themengebundenen, aber losen Aufsatzsammlung hinter sich lässt. Je zu Anfang eines Kapitels präsentiert Gerhard Paul die Abbildung einer Person, eines Gegenstands oder eines Dokuments, deren Motiv auf der gegenüberliegenden Seite kurz in seinen Entstehungszusammenhang gestellt und erläutert wird.

Nach diesem Aufhänger für bzw. dieser Einleitung in das Thema

folgt dann der eigentliche Aufsatz. Die Eingangsquelle – beispielsweise ein mehr oder weniger willkürlich entstandenes Foto, ein scheinbar sporadisch herausgegriffenes Schriftdokument oder eine zeitgenössische künstlerische Arbeit – dient so als Vehikel, um die Neugierde des Lesers zu wecken und seine Perspektive gleichsam zu fokussieren. Dabei bleibt die Bildquelle nicht ausschließliche Illustration, sondern ist als wesentlicher Teilaspekt in die historische Gesamtanalyse integriert.

Ausgehend von dem vorgestellten Einzelbefund leitet der Autor den Blick dann weiter zu den unmittelbaren historischen Umständen der jeweiligen Quelle und stellt diese anschließend in ihren übergeordneten lokal-, regional- und sozialhistorischen Zusammenhang. Damit zielen Themen und Fragestellungen der einzelnen Aufsätze nicht nur auf eine regional wie überregional interessierte Leserschaft. Fast spielerisch wird auf diese Weise besonders die historische Dimension deutlich, die den „Dingen im Kleinen“ anhaftet und die – bei kritischer Hinterfragung – übergeordnete Zusammenhänge aufzuweisen vermögen.

Insgesamt ist es Gerhard Paul durch diese in Fachliteratur selten anzutreffende Didaktik sehr überzeugend gelungen, vom exemplarischen Einzeldokument ausgehend Gesamtphänomene der NS-Geschichte aufzuzeigen.

Nahezu als spannend darf daher die Lektüre von Aufsätzen wie beispielsweise der über A. Paul Webers Haltung zum Nationalsozialismus gelten. Akribisch zeichnet Gerhard Paul nach, wie sich die Rezeption der bis heute bekannten Zeichnung *Das Verhängnis* in den jeweiligen Epochen wandelte und wie daran wiederum die Wandlung des Künstlers vom rechtsextremen Nationalrevolutionär zum antifaschistischen Mahner nachzuzeichnen ist.

Ebenfalls erwähnenswert: Bei der Auswahl der Themen hatte Gerhard Paul mehr als eine simple Präsentation weiterer Einzelgeschichten und deren historische Einordnung im Blick; sein besonderes Augenmerk zielte auf „schräge“ Geschichten und Biographien“ (Zitat), die sich – entgegen allzu häufigen entsprochenen Erwartungen an die Historiografie nach „Schwarzweiß-Bildern“ – wider den Strich lesen. Auf diese Weise hofft Paul, den komplexen und vielschichtigen Fakten der Vergangenheit besser gerecht werden zu können. Doch darf hierbei nicht vergessen werden, dass eine derartige Historiografie den roten Faden einer „Schulbuchgeschichte“ eher komplementieren als ersetzen kann.

Nur rund die Hälfte der 22 Aufsätze sind in dieser Zusammenstel-

lung zum ersten Mal publiziert. Die übrigen wurden bereits an anderer Stelle – zuweilen in dem umfangreichen Sammelband *Memora und Hakenkreuz* (Neumünster 1998, vgl. *ISHZ* 37, S. 110ff.), teils auch in eigenständigen Publikationen wie dem Band zu den Lexandrowitz-Briefen („*Hoffentlich klappt alles zum Guten...*“, Neumünster 2000, vgl. *ISHZ* 40, S. 121ff.) – veröffentlicht. Die Aufsätze wurden zum Teil neu bearbeitet und aktualisiert und mit einem gemeinsamen 82-seitigen Anmerkungssteil versehen. Dieser Anhang wie die ebenfalls angefügte umfangreiche Liste sämtlicher Veröffentlichungen Gerhard Pauls zum Thema Nationalsozialismus in Schleswig-Holstein ermöglichen dem Leser einen weitergehenden Einstieg in die Thematik.

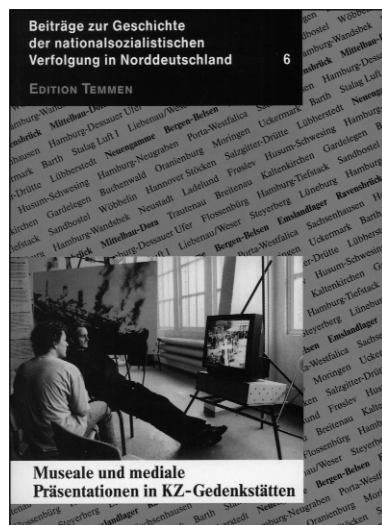
Etwas getrübt wird die Lesefreude durch etliche z.T. entstehende Rechtschreibfehler, für die ein mangelhaftes Lektorat verantwortlich zu sein scheint. Auch wäre ein kurzer Vermerk am Anfang jedes Aufsatzes darüber wünschenswert gewesen, ob und wo dieser bereits veröffentlicht wurde. Doch beeinträchtigen diese marginalen Missstände nicht den Informations- und Erkenntniswert, so dass die Lektüre der 511 Seiten des Bandes jedem an der Materie Interessierten empfohlen sei.

Nils Hinrichsen

Die Vermittlung des „Unvermittelbaren“

Wenn die Publikationsreihe der KZ-Gedenkstätte Neuengamme – die seit 1994 herausgegebenen *Beiträge zur Geschichte der nationalsozialistischen Verfolgung in Norddeutschland* – sich in ihrem Heft 6 (2001) dem Thema *Museale und mediale Präsentationen in KZ-Gedenkstätten* widmet, so ist diese theoretische Auseinandersetzung dem Umbau der Ausstellung in der Gedenkstätte Neuengamme geschuldet: Die im Januar 2002 von der Hamburger Bürgerschaft beschlossenen Finanzierung der Gedenkstätterweiterung auf das (fast) komplette historische Areal des ehemaligen Konzentrationslagers geht einher mit der immensen Herausforderung, die erst 1995 fertig gestellte zweite Ausstellung in den ehemaligen Waltherwerken durch eine völlig neu zu konzipierende Schau auf der ungleich größeren Fläche in einem der beiden steinernen Häftlingsbaracken zu ersetzen – ein Umbau, der mit der Eröffnung der Ausstellung 60 Jahre nach Befreiung des Lagers im Mai 2005 abgeschlossen sein soll.

Im Hauptteil der Zeitschrift widmen sich die AutorInnen in neun Beiträgen der Geschichte von Gedenkstätten in beiden deutschen Staaten von 1945 bis zur Gegenwart. Vor dem Hintergrund der neu entstandenen Herausforderungen an die Gedenkstättenarbeit nach dem Ende des Kalten Kriegs ver-



Museale und mediale Präsentationen in KZ-Gedenkstätten. Beiträge zur Geschichte der nationalsozialistischen Verfolgung in Norddeutschland, Heft 6. Hg. von der KZ-Gedenkstätte Neuengamme. Bremen: Edition Temmen 2001. 199 S.

steht sich dieses Heft zudem als Bestandsaufnahme, die gleichwohl nicht nur für ein Fachpublikum von Interesse sein dürfte. Darüber hinaus will die Publikation – so das Vorwort – zur Untersuchung des Zusammenhangs von Landschafts- und Geländegestaltung wie der Überformung durch zusätzliche Denkmäler und des Umgangs mit Relikten, Ausstellungen und museumspädagogischen Konzepten anregen.

Vor der Diskussion um aktuelle Präsentationsformen der einzelnen

Gedenkstätten liefert der Historiker Olaf Mußmann in seinem Eröffnungsbeitrag einen Überblick über die inzwischen selbst als historisch zu begreifende Entwicklung der Gedenkstättenarbeit in Deutschland und stellt diese in einen breiten Interpretationsrahmen. In seinem Aufsatz *Die Gestaltung von Gedenkstätten im historischen Wandel* macht der Autor schematisch drei Phasen aus, in denen sich dieser Wandel vollzog – und zwar, obwohl in ideologisch unterschiedlichen Ausrichtungen, dennoch mit bemerkenswerten Parallelen in der (alten) BRD wie in der DDR: eine erste Phase von 1945 bis zum Ende der fünfziger Jahre, in denen Überlebende wie alliierte Militärbehörden mit der Gestaltung von Grab- und Denkmälern auf ein Totengedenken und auf die Benennung der NS-Verbrechen abzielten, eine zweite Phase von ca. 1960 bis in die achtziger Jahre, in der die beiden deutschen Staaten ideologisch motivierte monumentale Gedenkstätten gründeten, und eine dritte Phase seit dem Ende des Kalten Kriegs, in der die Loslösung von der ideologischen Konfrontation eine offenere Gedenkstättenarbeit ermöglichte und die seitdem „eine kritische Geschichtsvermittlung im Rahmen einer didaktisch eingebetteten, historisch-politischen Bildungsarbeit“ als Ziel verfolgt.

Nach dem Aufzeigen der Entwicklung der Gedenkstätten hin zu zeithistorischen Museen kommt

Mußmann abschließend auf die Chancen und Risiken heutiger Präsentationsformen in den KZ-Gedenkstätten zu sprechen.

In seinem Beitrag *Die „Opferperspektive“ als Kategorie der Gedenkstättenarbeit* analysiert der Leiter der KZ-Gedenkstätte Bergen-Belsen, Thomas Rahe, die verschiedensten Aspekte, die mit der Einbeziehung dieser Sichtweise nicht nur in Gedenkstätten-Ausstellungen einhergeht. Zwar hätte sich die Opferperspektive in den meisten KZ-Gedenkstätten als didaktisches Leitprinzip in den letzten 15 Jahren durchgesetzt, doch gelte es, so Rahe, die vielfältigen daraus resultierenden Konsequenzen bis hin zu der Gefahr neuerlicher Funktionalisierung zu durchdenken. Letztlich fände die pädagogische Arbeit in KZ-Gedenkstätten dort ihre Grenze, wo die Opfer und ihre Schicksale zu bloßen Mitteln zu einem (pädagogischen) Zweck würden. Thomas Rahe macht deutlich, dass es dem Ansatz der Opferperspektive jedoch noch am ehesten gelingt, die Erinnerung an die (einzelnen) Opfer wach zu halten und ihnen ihre Würde zurückzugeben. Die vielfachen Aspekte in diesem Beitrag sind sehr bereichernd und anregend, so dass Rahes bisweilen schwer zugängliche Duktus um so bedauernswerter erscheinen muss.

Gewissermaßen als Hausmitteilung ist der rund 20-seitige Beitrag des Leiters der Hamburger KZ-Gedenkstätte, Detlef Garbe, zu be-

trachten. In seinem Aufsatz „*Das Schandmal auslöschen. Die KZ-Gedenkstätte Neuengamme zwischen Gefängnisbau und -rückbau: Geschichte, Ausstellungskonzepte und Perspektiven*“ stellt er das Geschehen in dem und um den historischen Ort Neuengamme nach 1945 bis zur Gegenwart abstrahierend dar. Der seit der historischen Fehlentscheidung von 1948 (zur Nutzung des ehemaligen Konzentrationslagers für den Strafvollzug) nachgezeichnete quälend lange Prozess, an dessen Ende erst nach Jahrzehnten der staatliche Wille zur Einrichtung einer würdigen Gedenkstätte erkennbar ist, legt zugleich den Bewusstseinszustand der Bevölkerung in den jeweiligen Epochen der Nachkriegszeit offen. Besonders aufschlussreich sind in diesem Zusammenhang die vielfachen Widerstände, die auch noch nach dem Beschluss des Hamburger Senats von 1989 zur Gefängnisverlagerung zu konstatieren sind.

Abschließend gewährt der Autor einen Ausblick auf die Perspektiven der Neugestaltung des historischen Geländes und der künftigen Dauerausstellung, die nun seit 2000 umgesetzt wird – viele Projekte, so beispielsweise der Abriss einzelner Gefängnisgebäude und die Kenntlichmachung des ehemaligen KZ-Terrains, sind inzwischen Wirklichkeit geworden.

Als zweites Beispiel der Entwicklungsgeschichte einer KZ-Gedenkstätte wird Ravensbrück an-

geführt. Die Leiterin der Gedenkstätte, Sigrid Jacobeit, skizziert – gemeinsam mit Insa Eschebach, einer der drei Wissenschaftlerinnen für die Neukonzipierung in Neuengamme – in ihrem Aufsatz *Ravensbrück – Zur Geschichte der Gedenkstätte und der Ausstellung* das Geschehen auf dem Gelände des ehemaligen KZ seit 1945. Jacobeit und Eschebach beschreiben auch im Fall Ravensbrück einen Umgang mit dem ehemaligen KZ-Gelände in mehreren Phasen, die geprägt sind durch die unterschiedlichen politischen Verfasstheiten des Ostens (der SBZ, der DDR und der ausgedehnten BRD) ebenso wie durch spezifische institutionengeschichtliche Aspekte. Nach näheren Ausführungen über die erste Phase von 1945 bis 1958, in der die frühe Grabstättenanlage zunehmend instrumentalisiert wurde, und der zweiten Phase mit der Eröffnung der „Nationalen Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück“ 1959, die trotz einer vorsichtigen Demokratisierung des Gedenkens Anfang der achtziger Jahre bis zur Vereinigung 1989 grundsätzlich im Dienste der DDR-Legitimierung stand, kommen die Autorinnen auf die umwälzenden Veränderungen in den neunziger Jahren zu sprechen. In ihrer Bilanz kann die Gedenkstätte auf mehr als zwanzig Haupt- und Sonderausstellungen zwischen 1993 und 2000 zurückblicken, in denen das vormals vermittelte Schwarzweißbild maßgeblich durch die

Heraushebung einzelner Häftlingsbiografien wie durch die Berücksichtigung bislang ignorierter Häftlingsgruppen aufgebrochen wurde.

Das dritte Beispiel einer Gedenkstätteinrichtung in Norddeutschland präsentiert der Leiter der KZ-Gedenkstätte Bergen-Belsen, Thomas Rahe, in seinem ausführlichen Bericht *Die museale und mediale Darstellung der nationalsozialistischen Verfolgungsgeschichte in der Gedenkstätte Bergen-Belsen*. Maßgeblich für die sukzessive Entstehung der Präsentation in der Ausstellung und auf dem Gelände in Bergen-Belsen, so Rahe, war die Entscheidung in der unmittelbaren Nachkriegszeit, alle Spuren des ehemaligen KZ zu beseitigen und das Gelände mit den angelegten Massengräbern in eine Parklandschaft zu verwandeln. Deutlich werden in dem Beitrag die daraus resultierenden vielfachen materiellen und didaktischen Schwierigkeiten für eine erste museale Präsentation im 1966 errichteten Dokumentenhaus nachgezeichnet.

Wie stark diese Versäumnisse auch bei der späten, längst überfälligen Erweiterung der Präsentation in Bergen-Belsen und der Neukonzeption – entsprechend den vielfältigen Anforderungen an eine gewachsene Gedenkstättenarbeit – seit 1990 nachwirkten, wird z.B. an solchen Umständen wie der jahrzehntelang unterlassenen historischen Forschung, der versäumten Pflege von Kontakten zu ehemali-

gen Häftlingen und dem Fehlen einer andernorts üblicherweise angelegten Sammlung erkennbar.

In zwei folgenden Aufsätzen wird der Einsatz neuer Medien und des Internets in der Gedenkstättenarbeit diskutiert: Dietmar Sedlaczek kommt in seinen Überlegungen *Zum Einsatz von Neuen Medien in Gedenkstätten*, in denen er sich zunächst eingehender kommunikationstheoretischen Aspekten widmet, zu einem differenzierten Resultat: Einerseits können beispielsweise komplexe Sachverhalte mittels Ausstellungscomputer und CD-ROMs erklärt und vermittelt werden, andererseits – so gibt Sedlaczek zu bedenken – kann durch eine virtuelle Computerpräsentation die Gefahr entstehen, dass der Besucher vom authentischen Ort abgekoppelt wird.

Der Historiker Andreas Pflock, der u.a. die Aufgabe des Internetbeauftragten des Arbeitskreises der NS-Gedenkstätten in NRW e.V. wahrnimmt, erörtert die Nutzung des Internets in Gedenkstätten. In seinem Beitrag *Gedenkstätten präsentieren sich im Internet – Möglichkeiten und Perspektiven* werden nach der Vorstellung des geglückten (amerikanischen) Beispiels des U.S. Holocaust Memorial Museum die Internet-Präsentationen etlicher deutscher Gedenkstätten unter die Lupe genommen. Entlang aufgestellter Kriterien (grafische Gestaltung, Benutzerfreundlichkeit, Möglichkeit eines E-Mail-Kontakts,

Downloadtexte, Mehrsprachigkeit, Publikationsbestellformulare, Aktualisierung der Sites u.a.m.) werden die Online-Darstellungen einzelner KZ-Gedenkstätten und Arbeitskreise diskutiert. Dabei gilt es – gemäß der schnelllebigen Natur des Mediums – zu beachten, dass einzelne Präsentationen wie z.B. der der hier ebenfalls aufgeführten AKENS-Sites häufig stetigen Verbesserungsbemühungen unterliegen und sich oftmals inzwischen in veränderter Form darbieten oder sogar unter einer neuer Domain (z.B. www.akens.org) zu finden sind. Für die abschließend aufgelisteten zehn Grundgedanken spricht Andreas Pflock eine Empfehlung aus, die es bei den Konzeptionsplanungen für Internetauftritte zu berücksichtigen gelte.

Über Zustandekommen und Didaktik einer herausragenden Sonderausstellung in der KZ-Gedenkstätte Ravensbrück berichtet die dortige Mitarbeiterin Katharina Barnstedt. Unter der Überschrift „April 1945: Ankommen in Schweden. Zeugnisse von Überlebenden des Frauen-KZ Ravensbrück“ – Bericht über eine ‚vergessene Sammlung‘ stellt die Autorin den Weg der persönlichen Habseligkeiten vor, die mit den ehemaligen KZ-Häftlingen noch vor Kriegsende in der „Aktion der Weißen Busse“ nach Schweden gelangten und dort – zunächst als Beweismittel aufbewahrt – 1966 einmalig Thema einer Ausstellung waren, um anschlie-

ßend für Jahrzehnte in Vergessenheit zu geraten. Erst 1998 wurde diese „vergessene Sammlung“ in Schweden erneut und mit großer Resonanz präsentiert und konnte im Anschluss auch am authentischen Ort in Ravensbrück gezeigt werden. Katharina Barnstedt legt dar, dass diesen einzelnen Habseligkeiten – anders als beispielsweise den berüchtigten Schuhbergen von Auschwitz – nicht die Perspektive der Täter innewohnt, sondern dass sie den individuellen Blick der Opfer transportieren.

Eine ebenfalls bedeutsame Sonderausstellung der Gedenkstätte KZ Moringen bei Göttingen stellt der Diplomsoziologe und engagierte Sozialarbeiter Martin Guse in seinem Beitrag *Zur Rezeption der Wanderausstellung „Wir hatten noch gar nicht angefangen zu leben“ zu den Jugendkonzentrationslagern Moringen und Uckermark 1940–1945* vor. Um das weitgehend unbekannte Thema Jugend-KZ im Nationalsozialismus einem möglichst breiten Publikum nahezubringen, entwickelte Guse – von dem selbst maßgeblich Konzept, Inhalt und Realisation stammen – die Ausstellung als leicht zu montierende Wanderausstellung.

Nachdem der Autor Aufbau und Konzeption erläutert hat, wird die Rezeption der Ausstellung durch das zumeist jugendliche Publikum diskutiert, die durch (unsystematische) Beobachtungen und Befragungen ermittelt wurde und die den

Erfolg der Ausstellung wohl stärker dokumentieren als die bloßen Zahlen von 250.000 Besuchern in den über 130 aufgesuchten Städten.

Dem Themenschwerpunkt folgen noch zwei Dokumentationen (Dita Krauss, *Hamburg fifty four years later*, und Georg Erdelbrock, *Eine Kleinstadt und ihr Ehrenbürger. LeserInnenbriefe zu einer Debatte um die Mitgliedschaft des Prähistorikers Alfred Rust im ‚Ahnenerbe‘ und der Waffen-SS*), die Meldungen und zuletzt die Kapitel mit den Rezensionen und Literaturhinweisen. Besonders erwähnenswert sind die in den Beiträgen löblicherweise zum Standard gehörenden zwei-

sprachigen Zusammenfassungen der neun Aufsätze des Hauptteils, mit denen das Heft abschließt.

An wen richten sich diese Beiträge? Zuvörderst an den/die AusstellungsmacherInnen, die mit der Thematik der Konzentrationslager befasst sind, also im weitesten Sinne an Kollegen und Kolleginnen, die in diesem Heft 6 für eigene themenbezogene Projekte Anregungen und Einsichten erhalten können. Doch auch LehrerInnen, PädagogInnen und anderen MultiplikatorInnen sei dieses Heft als Einblick in die Diskussionen über die Vermittlung des „Unvermittelbaren“ an die Hand gegeben. **Nils Hinrichsen**

Forschung unter Zeitdruck

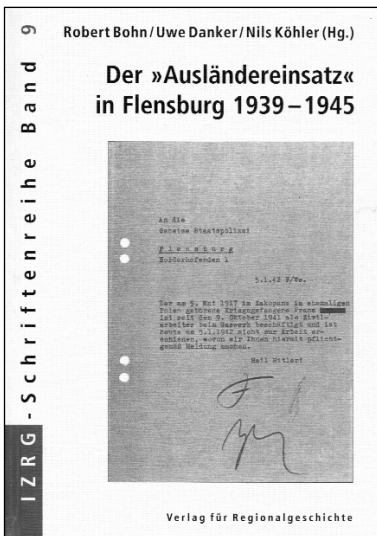
Im Herbst 2002 wurde der Sammelband *Der „Ausländereinsatz“ in Flensburg 1939–1945* – herausgegeben von Robert Bohn, Uwe Danker und Nils Köhler – vorgestellt. Es ist der dritte Band in der Schriftenreihe des IZRG zum Themenkomplex, der dem Band *„Ausländereinsatz in der Nordmark“*. *Zwangsarbeitende in Schleswig-Holstein 1933–1945* (von denselben Herausgebern und Sebastian Lehmann ediert) bereits nach einem Jahr gefolgt ist.¹

Das Buch ist gut geschrieben, anschaulich gestaltet und wieder-

holt viele der Forschungsergebnisse aus dem *„Ausländereinsatz in der Nordmark“*, so dass es als eigenständige Publikation gelesen werden kann. Es konkretisiert viele der bereits vorgelegten Ergebnisse vor dem lokalen Rahmen Flensburgs und erweitert den Blick auf das Kriegsende und die frühe Nachkriegszeit.

Nach einer überwiegend allgemeinen Einführung von Robert Bohn folgt ein Beitrag Uwe Dankers über *Ausländer im „Arbeits-einsatz“ in Flensburg 1933 bis 1945*:

1. Zur Reihe gehört außerdem noch der Band *„Wir empfehlen Rückverschickung, da sich der Arbeitseinsatz nicht lohnt.“ Zwangsarbeit und Krankheit in Schleswig-Holstein 1939–1945*, hg. v. Uwe Danker, Annette Grewe, Nils Köhler und Sebastian Lehmann. Bielefeld 2001.



Robert Bohn, Uwe Danker, Nils Köhler, (Hg.), *Der »Ausländereinsatz« in Flensburg 1939–1945*. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte 2002. 248 S. (=IZRG-Schriftenreihe, Band 9)

Zahlen, Daten, Fakten. Anschaulich zeigt der Autor die Zunahme der Zahl der Zwangsarbeiter auf, deren Verteilung nach Geschlecht, Alter und Herkunftsländern und die jeweilige Verweildauer bzw. die Veränderungen im Laufe des Kriegs. Danker stellt eine sprunghafte Entwicklung der Zwangsarbeiterzahlen 1942 fest, die in den Folgejahren auf diesem Stand blieb (den Anstieg 1945 relativiert er zu recht). Eine Einordnung gegenüber der Beschäftigungsentwicklung in Flensburg insgesamt und der Vergleich zu anderen Regionen bzw. Kommunen wird jedoch nicht vorgenommen. Die Fragen, wie hoch der Anteil der Zwangsarbeiter an der

Gesamtzahl der Beschäftigten war und in welchen Bereichen Zwangsarbeiter beschäftigt waren, werden im Folgenden leider nicht gestellt resp. beantwortet. Lediglich in seiner exemplarischen Untersuchung der Flensburger Schiffbaugesellschaft (FSG) nennt Danker drei Beschäftigtenzahlen für die Jahre 1937, 1939 und 1943, wo er einen Ausländeranteil von 30% der Gesamtbeschäftigten konstatiert.

Nun ist hier zu fragen, wie sich die Beschäftigungszahlen weiter entwickelten. Und natürlich: Ließen sich in diesem Bereich weitere deutsche Arbeitskräfte durch Zwangsarbeiter ersetzen? Ein Laie hat keine Ahnung, wie viele Facharbeiter bei der FSG benötigt wurden. So ergibt sich leider das Problem, dass die Möglichkeit zur Einordnung fehlt. Wenn Danker feststellt, dass in Schleswig-Holstein die Höchststände der Zwangsarbeiterbeschäftigung im Vergleich zum Reichsgebiet ein Jahr früher erreicht wurden (S. 50), wäre natürlich eine schnellere „Sättigung“ des schleswig-holsteinischen Arbeitsmarkts für Zwangsarbeiter eine leichte Erklärung, nach der zu fragen ist. Gab es andernorts Bereiche insbesondere der industriellen Produktion, die stärkere Zuwachsraten hatten (konkret der Rüstungsproduktion) bzw. die eine Vergrößerung des Anteils von Zwangsarbeitern eher ermöglichten? Diese Fragen werden nicht gestellt. Sucht man hier nach Erklärungen, muss

auf die Veröffentlichungen von Rolf Schwarz zurückgegriffen werden, der den Anteil der Zwangsarbeiter in Relation zu den Gesamtbeschäftigtenziffern setzt und hier die Einordnung ermöglicht.²

Bedauerlich ist, dass Nils Köhler und Sebastian Lehmann für ihre Auflistung der *Lager, Ausländerunterkünfte und Kriegsgefangenenkommandos im Stadt- und Landkreis Flensburg 1939–1945* – die entgegen des Titels die Nachkriegsjahre mit einbezieht – die Veröffentlichungen zu Zwangsarbeitern und Displaced Persons (DPs) in Flensburg nicht gelesen haben.³ Die hier vorgelegte Lagerliste entspricht der

bereits von ihnen publizierten⁴ und wurde lediglich ergänzt durch eine bereits abgedruckte Liste der Flensburger DP-Lager von 1946 aus dem Privatarchiv Hocke, die auch noch falsch übertragen wurde.⁵ Die unkommentierte Ergänzung der Zwangsarbeiterlager durch DP-Lager ist insgesamt nicht nachvollziehbar. Damit wird die gesamte Lagerliste auf einen unpräzisen Informationsgehalt („dort gab es irgendwann einmal ein Lager, in dem Nicht-Deutsche zwangsweise lebten“) reduziert.⁶

Markus Oddey beleuchtet in seinem Beitrag ... *weniger Arbeit, aber eine Behandlung wie deutsche*

2. Aufgrund der tabellarischen Auflistung vielfach absoluter Zahlen sind die Beiträge von Rolf Schwarz leider nicht leicht eingängig. Vgl. Rolf Schwarz, 15. Februar 1944. Eine Momentaufnahme der Wirtschafts- und Beschäftigtenverhältnisse in Schleswig-Holstein. In: *ISHZ* 41/42 (2003), S. 262–283.

3. Dadurch ist ihnen eine bereits publizierte Liste von DP-Lagern entgangen. Vgl. Dieter Pust, Flensburg am Kriegsende 1945 – Aus dem Tagebuch von Wilhelm Clausen und zeitgenössischen Dokumenten. Flensburg 1995, S. 76ff. (= Kleine Reihe der Gesellschaft für Flensburger Stadtgeschichte, Heft 26).

4. Vgl. Nils Köhler/Sebastian Lehmann, *Lager, Ausländerunterkünfte und Kriegsgefangenenkommandos in Schleswig-Holstein 1939 bis 1945*. In: Danker u.a. (Hg.), „Ausländereinsatz“, S. 103–174. – Harald Hohnsbehn, *Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter in Flensburg*. In: Schwensen, Broder (Red.), *Ausgebürgert, ausgegrenzt, ausgesondert. Opfer politischer und rassistischer Verfolgung in Flensburg 1933–1945*. Flensburg 1996, S. 89–121.

5. Es handelt sich um die Aufstellung der Ausländerlager aus dem Bezirksinformationsbuch für den Polizei-Distrikt A in Flensburg, abgedruckt in Stephan Linck, *Der Ordnung verpflichtet: Deutsche Polizei 1933–1949. Der Fall Flensburg*. Paderborn u.a. 2000, S. 292, bzw. in Stephan Linck, *Displaced Persons und die Kriminalitätsbekämpfung in den ersten Nachkriegsjahren*. In: Stadttarchiv Flensburg (Hg.), *Lange Schatten. Ende der NS-Diktatur und frühe Nachkriegsjahre in Flensburg*, S. 133–155, hier S. 140. Die Datierung von Köhler/Lehmann auf 1947 ist nicht korrekt, und ein zusätzlich aufgeführtes DP-Lager ist identisch mit einem bereits genannten.

6. Im Zweifelsfall sei anhaltend auf die von Hoch und Schwarz 1985 publizierte Lagerliste verwiesen. In seinem Beitrag hat Robert Bohn ebenfalls auf die hier bzw. bei Hohnsbehn 1996, S. 102, publizierten Zahlen zurückgegriffen, anstatt die Angaben von Lehmann/Köhler zum „Ostarbeiterlager“ Eckernförder Landstr. zu verwenden. Siehe Robert Bohn, Einführung: *Der »Ausländereinsatz« in der deutschen Kriegswirtschaft und der Arbeitskräftebedarf in Flensburg*, S. 34.

Arbeiter die – so der Untertitel – *Perspektive der kommunalen und provinziellen Organe*. Vielleicht wäre es hilfreich gewesen, in dem insgesamt lesenswerten Beitrag den Bereich der Polizei, insbesondere der Gestapo, mit einzubeziehen, der für die dargestellte Perspektive nicht unerheblich ist.⁷

Der *Alltag und Arbeitsleben von „Fremdarbeitern“ in Flensburg 1939–1945. Die Perspektive der Zwangsarbeitenden* wird von Claus Heinrich Bill vorgestellt. Dieser Blickwinkel sollte im Rahmen der besprochenen Darstellung unbedingt untersucht werden. Bei dieser Perspektive aber Erinnerungen ehemaliger Zwangsarbeiter unberücksichtigt zu lassen, ist unsinnig bzw. unzulässig.⁸

Ähnliche Kritik muss beim Beitrag von Christian Jacobs *Der Zwangsarbeitende als Arbeitskollege und Nachbar. Die Perspektive der Volksgemeinschaft* geäußert werden – ohne Zeitzeugenberichte ist der Autor genötigt, ausschließlich aus dem bereits bearbeiteten Quellenfundus zu schöpfen.

7. So fehlt der Bezug auf Gerhard Paul, „Flensburg meldet: ...!“ Flensburg und das deutsch-dänische Grenzgebiet im Spiegel der Berichterstattung der Geheimen Staatspolizei und des Sicherheitsdienstes (SD) des Reichsführers SS (1933–1945). Flensburg 1997 (=Flensburger Beiträge zur Zeitgeschichte, Band 2). Dieses Buch wird übrigens auch in der Literaturauswahl nicht aufgeführt.

8. Ich verweise exemplarisch auf Christian Rathmer, „Ich erinnere mich nur an Tränen und Trauer“. Zwangsarbeit in Lübeck 1939–1945. Essen 1999, und Monika Sigmund, „Deutschland raubte mir meine Jugend, meine Liebe, meine Gesundheit...“ Zwangsarbeit in Rendsburg 1939–1945. Rendsburg 2002.

9. Das eklatanteste Beispiel ist ein atmosphärischer Bericht im Lokalteil über die Ankunft sowjetischer Zwangsarbeiter am Flensburger Bahnhof vom 11.7.1942, der bei Hohnsbehn ausführlich zitiert wird. Siehe Hohnsbehn 1996, S. 98f. In seinem Beitrag hat Danker diesen Bericht auch nach Hohnsbehn zitiert (S. 66).

Der Beitrag von Markus Oddey und Katrin Schönebein *Vom „Feind“ zum „Verkünder des deutschen Nationalismus“*. *Zwangsarbeitende in der Berichterstattung der „Flensburger Nachrichten“ 1939–1945* stellt die Umsetzung der staatlichen Vorgaben in der kommunalen Berichterstattung dar und versucht in einer Auflistung der Zeitungsberichte die Wechselwirkung von überregionaler und kommunaler Berichterstattung herauszustellen. Dass den Autoren ausgerechnet diejenigen Artikel der *Flensburger Nachrichten*, die Hohnsbehn ausführlich zitiert hat⁹, bei ihrer Zeitungsrecherche entgangen sind, weist auf Schwächen im Bibliografieren hin.

Gute Überblicke zum Stand der lokalen und überregionalen Forschung bieten Broder Schwensen zu *Flensburg, Mai 1945* und Michael Ruck mit *Im Transit* zu „Displaced Persons“ in Flensburg nach der Befreiung.

Einen weiteren Sprung in die Nachkriegszeit macht Sebastian Lehmann in dem Aufsatz *„Ich habe in*

Flensburg keine Zwangsarbeiter kennen gelernt“. *Die juristische Behandlung des ‚Fremdarbeiter-Einsatzes‘ in den Spruchgerichtsverfahren der britischen Besatzungszone*. Auch wenn die Spruchgerichtsverfahren nicht der einzige Bereich gewesen sind, in denen die Behandlung von Zwangsarbeitern juristisch aufgearbeitet wurde,¹⁰ ist Lehmanns Bilanz der frühen Bedeutungslosigkeit des

Unrechts gegenüber den Zwangsarbeitern im Bewusstsein der Beteiligten allgemein zutreffend.

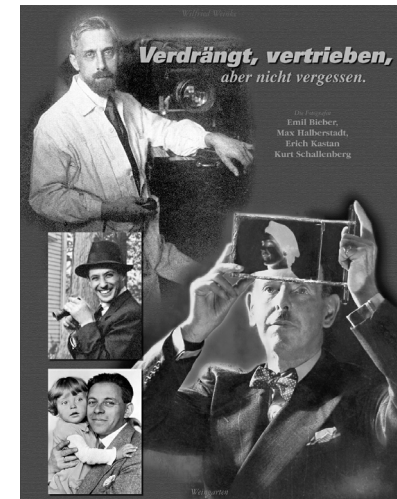
Der *Ausländereinsatz* ist alles in allem ein interessanter Sammelband, der viel lokalen Bezug bietet, aber auch sehr deutlich die Grenzen eines unter großem Zeitdruck entstandenen derartigen Forschungs- und Publikationsprojekts erkennbar macht. **Stephan Linck**

10. So hätte die Praxis der präventiven „Prügelstrafe“ der Gendarmerie des Landkreises Flensburg gegenüber polnischen Zwangsarbeitern und ihre Aufarbeitung, die 1948 Gegenstand eines Strafverfahren war (LAS 354/Nr. 786, vgl. Linck, Ordnung, S. 294 bzw. Linck, DPs, S. 142) bei Hinzuziehen der Akten der Staatsanwaltschaft Flensburg vielleicht mehr Gewicht bekommen, als durch einen kurzen Verweis auf den Gendarm von Gelting auf S. 213.

Ikonen und Gedächtnislücken

Wer sich mit Hamburgischer Geschichte beschäftigt, hat sie alle schon einmal gesehen: die Porträts von Zoogründer Carl Hagenbeck, wie er weißbärtig unterm Sommerhut hervorlacht, vom Philosophen Ernst Cassirer, der – mit prächtigem Kragen, Talar und Amtskette ange- tan – als Rektor der Universität posiert, oder von Reeder Albert Ballin, soigniert in dunkles Tuch gekleidet, mit Krawattennadel im Knoten. Immer wieder wurden und werden diese Bilder in Biografien, Lexika, historischen Darstellungen reproduziert.

Noch berühmter sind die Fotografien von Sigmund Freud, der mit einer Zigarre in der Hand ernst in die Kamera blickt, oder von Kaiser



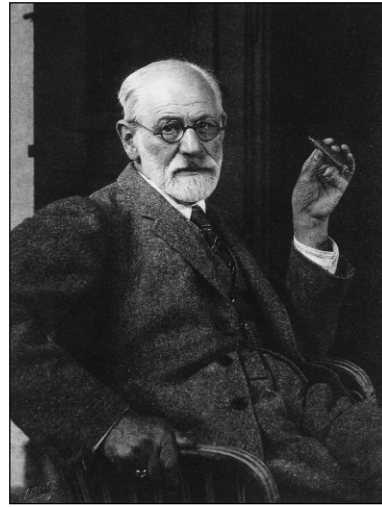
Wilfried Weinke, *Verdrängt, vertrieben, aber nicht vergessen*. Die Fotografien Emil Bieber, Max Halberstadt, Erich Kastan, Kurt Schallenberg. Weingarten 2003. 303 S.



Wilhelm II.

Wilhelm II. in seinen prächtigen Uniformen. Diese Porträts sind Ikonen des 20. Jahrhunderts geworden – ihre Schöpfer Emil Bieber und Max Halberstadt allerdings so gut wie vergessen. Dabei nahmen sie einst prominente Positionen ein: Bieber (1878–1962) entstammte einer Hamburger Fotografendynastie und war Hoffotograf des deutschen Kaisers und preußischen Königs, Halberstadt (1882–1940) war im renommierten Atelier des Hamburger Lichtbildners Rudolf Dührkoop ausgebildet worden und stand als Schwiegersohn von Sigmund Freud in enger verwandschaftlicher Beziehung zu dem Psychoanalytiker.

Mit einer Ausstellung im Altonaer Museum 2004 und einem opulenten Begleitband hat der Publizist Wilfried Weinke jetzt Bieber und Halberstadt in das Bewusstsein der Öffentlichkeit zurückgeholt – zu-



Sigmund Freud

sammen mit zwei weiteren Porträtfotografen, die in Hamburg tätig waren. Während die beiden ersten von hier stammten, war der gebürtige Kölner Kurt Schallenberg, Jahrgang 1883, kurz nach der Jahrhundertwende in die Hansestadt gekommen, der 1898 geborene Erich Kastan in den 20er Jahren. Ihnen allen gemeinsam ist jedoch, dass sie ihre Wirkungsstätte aufgrund ihrer jüdischen Herkunft in der Nazizeit verlassen mussten: Emil Bieber und Max Halberstadt wanderten nach Südafrika aus, Erich Kastan emigrierte in die USA, Kurt Schallenberg nach Australien.

Die Präsentation und die Publikation mit dem Titel *Verdrängt, vertrieben, aber nicht vergessen* sind Zeugnisse eines besonders verdienstvollen Engagements. Weinke hat nicht nur in akribischer Kleinarbeit die Lebensläufe der Fotografen

bis zu ihrer Emigration recherchiert (und dabei die deprivierenden und entwürdigenden Umstände ihrer Auswanderung ans Tageslicht gefördert), sondern auch Kontakt zu ihren Nachfahren aufgenommen. Er konnte das weitere Schicksal der vier Männer rekonstruieren und zudem einzigartiges, zum Teil unveröffentlichtes Bildmaterial zusammenbringen, das der Band in reicher Fülle präsentiert.

So verschafft einem die Publikation neben dem Überblick über das künstlerische Schaffen der vier Lichtbildner auch Einblick in deren Lebensumstände. Man bewundert das großbürgerliche Ambiente der Biebers, bestaunt ein vier Generationen umfassendes Foto der Familien Carlebach und Halberstadt, sieht einen unbeschwert wirkenden Erich Kastan am Strand oder das geschmackvoll gestaltete Exterieur des Schallenberg-Ateliers in der Grindelallee 180. Neben Hamburgensien wie Alsterszenen, den Blick auf die St. Pauli-Landungsbrücken und den Altonaer Fischmarkt finden sich Streiflichter einer speziellen Facette des Hamburgischen Kulturlebens: Bilder von Veranstaltungen des Jüdischen Kulturbunds der 30er- und 40er-Jahre. Kastan lichtete den Schauspieler Fritz Kortner und die Tänzerin Erika Milee, den Innenarchitekten Friedrich Adler und die Malerin Lore Feldberg-Eber ab, bannte Theateraufführungen und Symphoniekonzerte, Tanzgruppen und Sportfeste auf die



Else und Gerd Schallenberg (undatiert)

Platte und hielt so – unbewusst – die Manifestation einer untergehenden deutsch-jüdischen Kultur fest.

Während es Emil Bieber gelang, sich nach seiner Emigration in Kapstadt neu zu etablieren, und er dort Politiker und Prominente porträtierte, starb Max Halberstadt – keine 60 Jahre alt – 1940 in Johannesburg, ohne je „die Möglichkeit gehabt zu haben, seine frühere Tätigkeit in vollem Umfang wieder aufzunehmen“. Erich Kastan wurde erfolgreicher Reklamefotograf in New York, Kurt Schallenberg fand als „Artist Photographer“ mit dem anglierten Namen Shalley in Sydney ein Auskommen. Schallenberg war Initiator der „Gesellschaft Deutscher Lichtbildner“ gewesen, der seine Kollegen 1919 zum Zusammenschluss bewegen konnte. Wie schofel er in der Nazizeit und der Nachkriegszeit von seinen Ver-

einsbrüdern behandelt worden ist, kann man nur mit einer gehörigen Portion inneren Zorns lesen.

Die Beiträge sind hervorragend illustriert, exzellent recherchiert. Das Geleitwort von Paul Spiegel, dem Vorsitzenden des Zentralrats der Juden in Deutschland, weist darauf hin, welch grauenvolle „Amputation am eigenen Volk“ die Verfolgung der Juden und somit auch die Verdrängung und Vertreibung von Emil Bieber, Max Halberstadt, Erich Kastan und Kurt Schallenberg darstellte. Das Vorwort von Fotohistoriker Rolf Sachsse ist eine kurzgefasste Einführung in die Entstehung und Entwicklung der Porträtfotografie und macht Rolle und Bedeutung der vier Fotografen in der Geschichte des Genres deutlich. Bevor Wilfried Weinke die Entstehung seines Projekts näher beleuchtet, macht er einleitend auf eine bislang weit verbreitete Naivität im Hinblick auf das Foto als historische Quelle aufmerksam, fordert überhaupt „ein kritisches Ver-

hältnis zur Produktion, zur Selektion und zur Verbreitung von historisch-politischen Bildinformationen“ und weist auf den „weiten Bogen“ hin, der in der Hamburgischen Historiografie bislang „um die politische Zäsur von 1933 und deren Bedeutung für die Fotogeschichte“ gemacht worden sei.

Die Seitenhiebe, die Weinke dabei gegen den früheren Direktor der Staatlichen Landesbildstelle Fritz Kempe, dessen Tätigkeit als „Bildbericht“ einer Propagandakompanie und dessen spätere, höchst selektive Sicht der Tatsachen austellt, wachsen sich allerdings zu dem Versuch einer Abrechnung aus, die im vorliegenden Rahmen kaum in gebotener Form zu leisten ist und das Faktum der Verdrängung jüdischer Fotografen von der realen Ebene auf die seiner späteren medialen Vermittlung verschiebt. Kempes fotohistorische Geschichtsklitterung hätte eine eigene, kritische Untersuchung verdient.

Kai-Uwe Scholz

Acht Zeilen zu Hitler

In der Reihe der Veröffentlichungen der Kommission für die Geschichte des Parlamentarismus in Deutschland ist nach Peter Huberts *Uniformierter Reichstag* zur Geschichte des Reichstags im NS-Staat (1987) und Martin Dörings *Parlamentarischer Arm der Bewegung*

zur NSDAP in der Weimarer Republik (2001) mit Joachim Lillas biographischem Handbuch ein weiteres zentrales Werk zur Parlamentsgeschichte der Nationalsozialistischen Fraktion erschienen.

Anknüpfend an den Vorläufer von Martin Schumacher (*M.d.R.*

Die Reichstagsabgeordneten der Weimarer Republik in der Zeit des Nationalsozialismus, Düsseldorf 1994) sowie Veröffentlichungen Lillas zu den M.d.R. in Österreich und dem „Sudetenland“ legt der Autor die Kurzbiografien von 1.295 Reichstagsabgeordneten der NSDAP bzw. ihrer Vorläuferparteien (u.a. der Deutsch-Völkischen Freiheitspartei) vor. Aus seiner Sicht ist das Ergebnis zu den biographischen Veröffentlichungen zu Eliten im NS-Staat „überwiegend enttäuschend“ (S. 8*), wobei der Autor Ernst Klees *Das Personenlexikon zum Dritten Reich* nicht einbeziehen konnte, sondern sich auf die bekannten Veröffentlichungen bezog: Stockhorsts *5.000 Köpfe*, Wistrichs *Wer war wer im Dritten Reich?*, dessen Nachfolger (Weiß: *Biographisches Lexikon zum Dritten Reich*) sowie das nur eingeschränkt nutzbare *Handbuch der NSDAP-Gaue 1928–1945* von Michael Rademacher.

Lillas Kritik daran, dass es keine einschlägigen Handbücher zu den Führungseliten in Partei, Regierung und Staat gäbe, trägt aber nur eingeschränkt, da solche Werke ebenso wenig für das Kaiserreich bzw. die Weimarer Republik vorhanden sind. Den Grundstock für das Handbuch bildete die von Lilla zusammengestellte „biographische Dokumentation zu den Reichstagsabgeordneten“ anhand der Reichstagshandbücher, wozu noch die Forschungen von Martin Döring



Joachim Lilla: *Statisten in Uniform. Die Mitglieder des Reichstags 1933–1945*. Ein biographisches Handbuch. Unter Einbeziehung der völkischen und nationalsozialistischen Reichstagsabgeordneten ab Mai 1924. (Unter Mitarbeit von Martin Döring und Andreas Schulz). Düsseldorf: Droste-Verlag 2004. 996 S.

und „oftmals unbekanntes Datenmaterial, das Andreas Schulz bei seinen personenbezogenen Sammlungen über Offiziere der SS, der Waffen-SS und der Polizei zusammengetragen hat“, kommt (S. 11*). Vorweggenommen liegen hier auch die Stärken des Handbuchs, das deutlich mehr zu denjenigen Funktionsträgern zu sagen hat, die in diesen Organisationen waren, während die Schwächen sich bei alleiniger Übernahme von Einträgen in den Reichstagshandbüchern sowie je nach Region unvollständiger Kenntnis der dortigen Literatur oder Quellenlage ergeben.

Doch im Gegensatz zu den bisherigen Veröffentlichungen hat Lilla ein Nachschlagewerk verfasst, das durch die Aufnahme von Quellen, Literatur und Archivhinweisen unter den Kurzbiografien die Transparenz herstellt, die notwendig ist, um das Ganze einordnen und bewerten zu können bzw. Fehler und Auslassungen nachzuspüren. Damit ist *Statisten in Uniform* seinem Vorläufer (Schumacher) und auch den Werken von Stockhorst, Wistrich und Weiß deutlich vorzuziehen und lediglich das leider nicht mehr berücksichtigte *Personenlexikon* von Klee kann hier für sich eine ähnliche Position behaupten.

Das Handbuch setzt eine kurze Einleitung, den Abkürzungsindex und die verwendeten Quellen, Archive und Literaturangaben an den Anfang und stellt dann auf 752 Seiten die Reichstagsabgeordneten vor. Anschließend folgt auf 250 Seiten ein umfassender Anhang mit einem sehr umfangreichen und klug ausdifferenzierten Register (u.a. nach Geburts- und Sterbeort, Wohn- und Berufsort (!), Organisationen und Institutionen, Personennamen) sowie Abschnitten zur Entwicklung des Reichstagswahlrechts, den Wahlkreiszuschnitten und einem alphabetischen Index der Reichswahlvorschläge einschließlich derjenigen Kandidaten, die nicht in den Reichstag gewählt wurden.

Alles im allem ein sehr hilfreiches Instrumentarium für den Benutzer, was auch durch einzelne

Bewertungen und kleinere Fehler nicht geschmälert wird (bspw. die Behauptung, dass der Artikel der Weimarer Verfassung zur Prüfung der Wahlergebnisse im Nationalsozialismus „gegenstandslos“ gewesen sei, S. 755). Für die regionale Forschung wäre ein Index zu den Kreiswahlvorschlägen eine sinnvolle Ergänzung gewesen, doch hätte dies den Rahmen mit Sicherheit gesprengt (allein der Index zu den Reichswahlvorschlägen umfasst 30 Seiten).

Die Durchsicht der schleswig-holsteinischen Reichstagsabgeordneten zeigt die Stärken und Schwächen des Handbuchs auf: So fehlt bspw. bei Heinrich Backhaus (S. 16) ein Hinweis auf dessen Kreisleiterposition in Stormarn, was angesichts der Quelle (Schumacher, *M.d.R.*) nicht verwundert und beim nächsten Eintrag zu Emil Bannemann (S. 19f) positiv aufgewogen wird: Hier ist mit dem Stadtarchiv Lübeck ein zentraler Ort ausgewertet worden, was sich auch in der Qualität des Eintrages niederschlägt. Grundsätzlich sind deshalb auch diejenigen Einträge detailgenauer, die die regionale Literatur bzw. das Landesarchiv Schleswig einbezogen haben, während der alleinige Rückgriff auf die Reichstagshandbücher (bspw. Friedrich, S. 161) unbefriedigend ist. Auf dieser Quelle beruhen auch einige der Fehler, wie etwa beim Todesdatum von Joachim Meyer-Quade, weil die dies korrigierende Quelle aus dem

Landesarchiv Schleswig nicht herangezogen wurde (S. 417f).

Die Stärken von Lilla scheinen bei denjenigen Personen durch, zu denen er selbst geforscht hat: den stellvertretenden Gauleitern bzw. den M.d.R. aus Österreich oder dem „Sudetenland“, was etwa in der Biografie von Alfred Frauenfeld deutlich wird (S. 154f., M.d.R. für Schleswig-Holstein bei der Reichstagswahl 1936). Dessen Eintrag erscheint mit fast zweieinhalb Spalten weniger seiner Rolle und Funktion im NS-Staat geschuldet, als vielmehr dem Wissenstand von Lilla.

Inhaltlich wäre es wünschenswert gewesen, wenn die Ereignisse, die mit dem „Erwerb“ bzw. der Aufstellung für den Reichstag in Verbindung stehen, in den Biografien entsprechend verarbeitet worden wären: So bspw. bei der Aufstellung von Wilhelm Grezesch (S. 189) oder auch Paul Moder (S. 421f.), die beide wegen der – von Lilla erwähnten – Sprengstoffverbrechen und dem Schutz durch die Abgeordneten-Immunität Reichstagsabgeordnete werden sollten (vgl. *ISHZ* 41/42, S. 107ff.). Oder auch beim Rücktritt von Anton Franzen (S. 154), der sowohl in Schleswig-Holstein als auch reichsweit für Furore sorgte und dessen Gründe erwähnenswert sind.

Hinzu kommen kleinere Fehler, bspw. bei der Nennung der Wahlkreise (Hansen, S. 210f., Schulze, S. 601) und positiv vermerkte Un-

sicherheiten bzgl. Details, bspw. zu Adolf Thormählen, der mit „1933? – 1945 Kreisleiter des Kreises Steinburg“ benannt wird (S. 665) und laut Reimer Möller seit 1. März 1934 diese Position bekleidete. Sehr positiv sind dem Rezensenten die Einträge zu den Gauleitern Lohse (Schleswig-Holstein, S. 383f.) und Kaufmann (Hamburg, S. 299f.) oder auch dem Altonaer Polizeipräsidenten Hinkler (S. 248f.) aufgefallen, weil diese mit interessanten Details aufwarten, die in dieser Form noch nicht zusammen veröffentlicht worden sind.

Lilla hat ein Nachschlagewerk verfasst, bei dem man sich zweierlei sicher sein kann: Zum einen liegt ein hilfreiches neues Arbeitsmittel vor, und zum zweiten dürften alle Sachkenner für ihren Forschungsbereich Fehler im Detail bzw. Auslassungen finden. In Zeiten des Internets ist es gewiss Ernst gemeint, wenn der Autor seine E-Mail-Adresse angibt und um Korrekturen und Ergänzungen bittet. Meines Erachtens wäre die weitergehende Lösung des Problems aber in einer zentralen Homepage zu finden, auf der einzelne BearbeiterInnen jeweils für ganz bestimmte Einträge zuständig sind und dort mit dezierten Einzelnachweisen die neuen Erkenntnisse eingebaut werden (einschl. Quellen, Literaturhinweis bzw. Hinweis auf die Quelle der Information).

Grundsätzlich ist das Handbuch sowohl inhaltlich wie auch von der

Benutzerfreundlichkeit aufgrund des umfangreichen Registers sehr zu empfehlen, wobei Joachim Lillas Umgang mit dem Eintrag zu Adolf Hitler erwähnenswert ist: Er beschränkt ihn auf die verkürzte Wiedergabe eines Zitates aus dem letz-

ten Reichstagshandbuch von 1943 und folgt damit einem Weg, den auch Ernst Klee schon vor ihm beschritten hat und über den man sich vortrefflich streiten kann; eben: acht Zeilen zu Hitler.

Frank Omland

Geschichte der KPD von oben

Der führende bundesdeutsche KPD-Historiker, Hermann Weber, und sein wissenschaftlicher Mitarbeiter Andreas Herbst haben ein Handbuch vorgelegt, das auch in der Region Schleswig-Holstein interessieren kann.

Der Aufbau des Bandes folgt gängigen Mustern: Einem 35-seitigen Einführungsteil, der neben der zusammenfassenden Auswertung der 1.400 – darunter 129 weiblichen – Biografien auch eine lesenwert knappe Geschichte der KPD zum Gegenstand hat, folgt die Einleitung zu den Personenartikel. Zunächst wird die Personenauswahl begründet und der Aufbau der Einzelbeiträge vorgestellt: Weber und Herbst nehmen dezidiert das „Führungskorps“ der KPD ins Visier (S. 34). Nach ihrer Definition sind dies – neben den historisch bedeutsamen Figuren des Gründungsparteitags bzw. des Gründungsprozesses – die Mitglieder der Führungsorgane bis hinunter auf Bezirksebene (20 dem Bezirk „Wasserkante“), leitende Hauptamtliche



Hermann Weber/Andreas Herbst, Deutsche Kommunisten. Biographisches Handbuch 1918 bis 1945. Berlin: Karl Dietz Verlag 2004 992 S.

sowie Funktionäre der Komintern bzw. der Umfeldorganisationen und letztlich alle Reichs- und Landtagsabgeordnete, auch die der Kleinterritorien wie z.B. Braunschweig oder Lübeck. Die Autoren betonen, dass

die Nachkriegslebenswege zwar einbezogen, jedoch nicht zur Kernperiode der Darstellung erhoben werden. Es muss aber gleich angemerkt werden, dass insb. für die schleswig-holsteiner und hamburger KPDlerInnen dennoch hier viele neue und wichtige Informationen zusammengetragen worden sind.

Bereits nach wenigen Seiten wird ein bedrückendes Ergebnis tabellarisch vor Augen geführt („Mitglieder und Kandidaten des Politbüros ... bzw. der frühen Führung der KPD 1919–1939“, S. 35ff.). Der Anzahl der Todesopfer durch die NS-Diktatur (222 Personen) stand eine vergleichbar große Dimension an Opfern durch den Terror in der UdSSR gegenüber (178 Personen). Und im Kontext der nur dürftig erforschten Geschichte der schleswig-holsteiner ArbeiterInnen und EmigrantInnen in der UdSSR gilt es zu ergänzen: Wahrscheinlich hat die oftmals langjährige Strafhaft führende KPD-FunktionärInnen während des Nationalsozialismus diese vor einer höheren Todesbedrohung im Heimatland der Werktätigen bewahrt, denn von denjenigen, die sich – ohne eine längere Inhaftierung nach der Machtübergabe – bis 1935 in die vermeintliche Sicherheit begaben, „kleine“ EmigrantInnen, die im Handbuch nicht berücksichtigt wurden, ist mehr als die Hälfte dort zu Tode gekommen bzw. ermordet worden.

Hervorzuheben ist, dass der Umfang der Einzelbeiträge vergleichs-

weise wenig schwankt – zu den Biografien der zentral bedeutenden PolitikerInnen liegt nun auch wirklich kein Mangel vor. Obwohl die Beiträge starke Standardisierungen aufweisen (Lebensdaten, Ausbildungs- und Berufsweg, Funktionen), lassen sie sich sehr wohl ohne Ermüdung hintereinander weglesen. Hier ist den Verfassern ein ansprechender Kompromiss zwischen biografischer Verkürzung und Pointierung gelungen. Auch die Anzahl der aufgenommenen Fotos ist bemerkenswert, insb. wenn man in Rechnung stellt, dass nur selten auf die größte Fotosammlung deutscher Kommunisten zurückgegriffen wurde: die Fahndungsbände des Reichssicherheits-Hauptamtes mit ihren „Verbrecherfotos“!

An 850 Seiten kurzbiografischer Darstellung schließt sich ein 65-seitiger Anhang mit Nachwort, einer kompakten Zusammenstellung der „Besetzung der Funktionen“ (S. 909-931) sowie ein Quellen- und Literaturverzeichnis (S. 932-965) an. Es folgen ein unverzichtbares Abkürzungsverzeichnis (ein Wegweiser durch den Organisations-Dschungel der diesbezüglich wenig „revolutionären“ Partei) und ein Personenverzeichnis, in dem – sehr zu loben – auch alle erwähnten Personen ohne eigene Artikel aufgeführt sind.

Es sind nur sehr wenige Personen unter den Ausgewählten, die aus Schleswig-Holstein stammen

oder hier gewirkt haben, und dies begrenzt den Nutzwert dieses informativen Bandes für eine regionalgeschichtliche Perspektive. Zu den LübeckerInnen Paul Drews (S. 161), Erich Klann (S. 373) und Maria Krollmann (S. 414f.) erfährt man manches nicht-parteiliche Lebensdetail, insb. aus der Zeit nach 1945, das ihren Lebensabrisse eine ausgesprochene Kontur verleiht.

Allein Ernst Puchmüller (S. 580) bleibt blass, was wahrscheinlich daran lag, dass er bei der Partei nicht aneckte. Gleiches gilt für den aus Kiel stammenden Gustav Gundelach (S. 275), einen Rote-Hilfe- bzw. Komintern-Funktionär, der immer wieder die Biografien der norddeutschen Kommunisten in der Bezirksleitung, im Untergrund, in Spanien, Dänemark, Schweden und der UdSSR kreuzte. Der M.d.R. und leitende Funktionär Christian Heuck (S. 308f.) wird auf das zurückgestutzt, was er eben auch war – ein Mensch mit vielen persönlichen Verfehlungen, dem erst die Ermordung den Denkmalssockel bereitete.

Aus Kieler Perspektive dürfte der Beitrag zu Johannes „Hanns“ Maaßen (S. 476) – mehrere Jahre KPD-Redakteur vor Ort – interessieren. Über einen der letzten Instruktoren für Lübeck, Wilhelm v. d. Reith (S. 603f.), der für den Opfergang der Lübecker KPD maßgebliche Verantwortung trug und in Spanien zum Gesinnungsprüfer

avancierte, erfährt man, dass er 1919 noch Mitglied der anarcho-syndikalistischen Autonomen Arbeiter Union (AAU) war. Mag dies seine spätere bedingungslose Anpassung an die Orthodoxie der Partei motiviert haben?

Vergessen wird auch nicht, dass der Kieler Ministerialdirigent (1948–1957) und ausgewiesene Vertreter einer skandinavischen Reformpolitik, Hans Sievers (S. 737f.), Anfang der 20er Jahre noch bei der Braunschweiger KPD zu finden war. Auch er fand Aufnahme ins Handbuch, allein weil er in einem Kleinstaatsparlament vertreten war. Wilhelm Thews (S. 789), bis 1927 in Kiel lebend und 1932 noch Mitglied der SA, wird zwar endlich von der SED-genehmen Rubrizierung unter die „Rote Kapelle“ befreit – als 1943 Hingerichteter konnte er nicht widersprechen –, ein zentraler Hintergrund seiner nachrichtendienstlichen Arbeit im Apparat der KPD wird aber übersehen: Er war zeitweilig Berufssoldat der Reichswehr.

Neben dem Prominenten aus dem Umfeld der Landvolkbewegung Bodo Uhse (S. 803) wird an Hugo Urbahns (S. 811) aus Dithmarschen ebenso erinnert wie auf vor Ort unbekannte Kommunisten hingewiesen, z.B. auf das Mitglied der Hamburger Bürgerschaft Johann Heinrich Westphal (S. 863) aus Dosenmoor/Neumünster. Auch der zeitweilige, in seinem Wirken gewiss problematische Unterbezirksleiter in Kiel, John Friedrich

Wittorf (S. 878), fehlt nicht. Der Artikel zu Otto Preßler, Gaardener Urgestein und periodischer Dissident der KPD, arbeitet auf gerade einmal einer Spalte (S. 576) heraus, wie dicht Elend und Dissidententum, orthodoxe Disziplin und das Vergessen der eigenen Leiden in bemerkenswert kurzer Zeit aufeinander folgen konnten bzw. einander überlagerten. Mit Beiträgen wie diesen stellt der Band Wissensstände, Kontexte und Deutungshorizonte her, die für die LeserInnen in der Region neu wirken müssen und einer Verklärung der KPD entgegenwirken.

Noch einmal zurück zum Quellen- und Literaturverzeichnis im Anhang. So hilfreich es für vertiefende Forschungen auch ist – insb. weil zentrale Einzelquellen der Kaderüberprüfung aufgelistet werden! –, so bleibt notwendigerweise der Mangel bestehen, dass nicht erkennbar ist, auf welchen Quellen die einzelnen Abrisse fußen.

Ein weiterer Hinweis ist zu geben: Wo z.B. Wittorf erwähnt wird, fällt eben auf, dass andere zentrale Funktionäre der Region, die den „Laden“ in der Verfolgungsphase „am Laufen hielten“ und in aller kürzester Zeit in Führungsfunktionen hineinrutschten, fehlen – ja ob der Eingrenzung der Biografienauswahl fehlen müssen. Man darf daher nicht kritisieren, dass ein Heinrich Hamer, Willi Grünert (Kiel), Alfons und Henny Heising (Hamburg/Kiel/Klein Barkau), Thomas

und Liselotte Rosenberg (Kiel), die Gebrüder Bringmann (Lübeck), Henri Prien (Neumünster) oder Julius Jürgensen (Flensburg) nicht berücksichtigt sind – gleichwohl einzelne Prominente „von unten“, so der mehrfach durch Ulbricht verfolgte Viktor Priess, aufgenommen wurden. Doch sollte man daran erinnern, dass es gerade diese „kleinen Leute“ waren, die die soziale und politische Praxis der Partei über beinahe alle Richtungsschwenks und Krisen hinweg an der Basis maßgeblich gestaltet haben.

Es schmerzt ebenfalls, dass auch der illegal operierende, faktisch die Leitung des Bezirks „Wasserkante“ in Händen haltende ZK-Instrukteur Willy Goldberg, Auslöser und Mitverantwortlicher der größten Verhaftungswelle gegen die KPD im gesamten Nordwestdeutschland, nicht erwähnt wird. Zumindest ihn hätte man mit in die Personengruppe aufnehmen müssen: Seine Mission im Auftrag des ZK hat wie keine andere – im negativen Sinn – das Schicksal der Partei im Norden geprägt und ihre Basis ins Zuchthaus geführt.

Ein Werk wie dieses lebt von der Unterfütterung etablierter Wissensstände zu KPD-Kadern durch bestehende regionalgeschichtliche Publikationen und aktuelle Forschungsergebnisse. Diese systematisch einarbeiten zu können, erscheint vordergründig nicht leistbar. Doch wäre es wirklich so abwegig, alle 1.400 Einträge ein halbes

Jahr zur Ergänzung im Internet zugänglich zu machen und so eine Verbreiterung der Informationsstände zu erzielen? Im Falle dieses Bandes war es dann so – wie es der Rezensent selbst erfuhr – einer eher zufälligen Nachfrage (übrigens Dank der Online-Präsenz der *ISHZ*!) zu verdanken, dass in die Biografie von Viktor Priess (S. 577) grundsätzlich neue Informationen eingearbeitet werden konnten – während dies bei Wilhelm Adam (S. 55) unterblieb: Der entsprechende Text war erst später im Netz verfügbar.

Der Band versammelt eine Geschichte der KPD „von oben“, doch diese ist zu ausschnittshaft, um ein überzeugendes Soziogramm der Partei zu liefern. Der Kritik anderer RezensentInnen, hier sei eine angemessene sozialstatistische Auswertung unterblieben, mag hier entgegengehalten werden: Sie wäre auch nicht weiterführend! Ähnlich wie Klaus-Michael Mallmann in *Kommunisten in der Weimarer Republik. Sozialgeschichte einer Revolutionären Bewegung* (Darmstadt 1996) seine Geschichte der KPD neben der ZK-Quellenüberlieferung auf die Gesamtheit aller greifbaren Lokal- und Regionalstudien zur KPD stützt, würden sozialstatistische Auswertung auch nur Sinn

machen, wenn hier die Breite der Bewegung ausgedrückt wäre.

Dennoch liefert der Band – in biografischer Perspektive – durch die bündig, pointiert und direkt geschriebenen Artikel eine begreifbarere Geschichte der KPD. Dies insb. deswegen, weil die Einzelbeiträge oftmals auch Informationen zu privaten – gerade deswegen auch politischen – Lebensbereichen enthalten. Die aus Flensburg stammende Charlotte Wehner (geb. Clausen, verw. Burmester) wird auf diesem Wege als Person gewürdigt, ohne die Herbert Wehner den Bruch mit der KPD wohl nicht hätte vollziehen können.

Auch konkretisiert sich im Handbuch mancher Satz früherer Publikationen, der etwa in Richtung ging „... später keine politische Funktion“ – so bei Paul Drews oder Maria Krollmann aus Lübeck – als Perfidie der innerparteilichen Verfolgung auf Grund privater Liebes- und Lebensbeziehungen oder, wie bei Hugo Urbahns (geb. in Ditmarschen), dem Elend der parteilichen Verfolgung im Exil. Er zog es vor, als Holzhacker über die schwedischen Waldhöfe zu ziehen und lehnte – wohl ahnend, was ihm dort drohen würde – eine Einreise in die UdSSR ab.

Thomas Pusch

Ein lebenslanges Trauma

<Im Rahmen der Diskussionen um die Entschädigung ehemaliger Zwangsarbeiter sah sich auch die Stadt Kiel gezwungen, sich diesem Thema zu stellen. Jan Klußmann erhielt die auf zwei Jahre befristete ABM-Stelle zur Erforschung der „Zwangsarbeit in Kiel“. Seine Ergebnisse hat er jetzt in einem Band der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte veröffentlicht mit dem Bestreben, den Alltag der Zwangsarbeiter zu erfassen und darüber auch die Funktionsweise des NS-Staates darzustellen. Hierzu greift Klußmann auf Erinnerungsberichte zurück, wobei er ehemalige sowjetische Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter mittels Fragebogen angeschrieben hat.

Der Arbeitseinsatz

Beim ersten Durchblättern des Buches fällt wohlthuend auf, dass es durch Fotos, Dokumente und Tabellen aufgelockert ist. Einführend wird zunächst der Begriff „Zwangsarbeiter“ definiert und ein Überblick über Verlauf und Umfang des Ausländereinsatzes gegeben. Deutlich wird, dass Kiel als Marine- und Rüstungsstandort ein hohes Potenzial an Arbeitskräften benötigte. 30 – 40.000 „Fremdarbeiter“ waren hier in über 200 Firmen beschäftigt. Eine Liste dieser Betriebe gibt leider nur die Gesamtzahl der Beschäftigten an, aber eine



Jan Klußmann: Zwangsarbeit in der Kriegsmarinestadt Kiel 1939–1945. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte 2004. 296 S. (= Mitteilungen der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte, Band 81)

Angabe über deren Zwangsarbeiteranteil lassen die Quellen wohl nicht zu.

Verschiedene Tabellen aus unterschiedlichen Blickwinkeln zum Einsatz der Arbeiter verschaffen Über- und Einblicke. In Übereinstimmung mit der rassistischen NS-Ideologie lassen sich schwerpunktmäßig bestimmte Nationalitäten speziellen Branchen zuordnen: sowjetische Arbeiter und Arbeiterinnen wurden für schwere und schmutzige Tätigkeiten in der

Rüstungsindustrie, Polen im Baugewerbe und Arbeiter westlicher Nationen häufig als Facharbeiter eingesetzt. „Westarbeiter“ waren zwar materiell den Deutschen gleichgestellt, hatten aber andere Lebensbedingungen und litten unter Diskriminierung und dem Zwangscharakter ihres Daseins. „Ostarbeiter“ bekamen – wenn überhaupt – geringen Lohn und wurden häufig wie Tiere behandelt. Die Prügelstrafe galt für sie als normal. Deutsche bekleideten in der Regel die Vorgesetztenfunktion.

Die Arbeitsbedingungen und Tätigkeiten der Zwangsarbeiterinnen und Arbeiter werden nur allgemein und am Rande behandelt. Hier wünscht man sich etwas mehr „Tiefe“ aus Kieler Betrieben.

Lebensumstände und Verfolgungssituation

Die Kieler Zwangsarbeiter und -arbeiterinnen wurden überwiegend in mehr als 100 Barackenlagern, aber auch in Schulen, Gasthäusern, Pensionen usw. untergebracht. Sozialer Bezugspunkt des Einzelnen war häufig nicht die

ationale, sondern die Stubengemeinschaft in der Lagerbaracke. Im Anhang findet sich neben Literatur- und Quellenangaben eine Liste der Zwangsarbeiterlager in Kiel und Umgebung. Diese Liste basiert auf der Arbeit von Gerhard Hoch und Rolf Schwarz „Verschleppt zur Sklavenarbeit“¹, wobei die Erkenntnisse von Tillmann-Mumm, Carstens und Dittrich² eingearbeitet wurden. Sie stellt meines Erachtens nicht den allerletzten Wissensstand dar, zumal die Liste von Hoch/Schwarz im Jahr 2000 vom Rezensenten überarbeitet wurde. Es erscheint aber auch nicht sinnvoll, bei der bestehenden Quellenlage hier ins Detail gehen zu wollen. Ihren Zweck erfüllt diese Übersicht allemal.

In der Regel wurden „Ostarbeiter“ in separaten, mit Stacheldraht umzäunten Lagern möglichst abseits der deutschen Bevölkerung kaserniert. Solche Lager gab es z.B. am Speckenbeker Weg in Hassee oder „An der Schanze“ in Friedrichsort. Durch den zunehmenden Mangel erinnern sich die meisten Zeitzeugen an ständige Kälte und vor allem bohrenden Hunger. Die

hygienischen Zustände sorgten für Ungezieferplagen, denen man auch mit verstärkten Entlausungsaktionen nicht Herr wurde.

Durch sämtliche Lebensbereiche zieht sich das „West-Ost-Gefälle“. Sowjetische Arbeiter und Arbeiterinnen liefen sich in groben Holzschuhen die Füße wund und trugen ihre Lumpen bis zum Zerfall. Infolge der ständigen Unterernährung litten Überlebende bis heute an gesundheitlichen Schäden. Besonders bitter war die Situation für Kinder, die oft an Hunger, Kälte und Entkräftung starben.

Wichtige Treffpunkte – auch zum Schwarzhandel – waren u.a. der Kieler Hauptbahnhof und das Café Reimers in der Holstenstraße. Westeuropäische Zwangsarbeiter berichten häufig über misstrauisches und überhebliches Verhalten der Kieler Bevölkerung ihnen gegenüber. Die Lebensumstände der „Ost“arbeiter und Arbeiterinnen wurden ignoriert bzw. blieben unbekannt. Das führte zu Gleichgültigkeit und Verachtung. Aber es gab auch Fälle von Mitleid und Hilfe durch meist ältere Kielerinnen und Kieler. Einstimmig ist das negative Urteil über das Verhalten jugendlicher und Kinder, bei denen die nationalsozialistische Erziehung besonders fruchtete. Allgemein lässt sich sagen: je enger der persönliche Kontakt zwischen Deutschen und Ausländern, aber auch zwischen „West- und Ostarbeiter“ hergestellt werden konnte, umso eher

konnten propagandageschürte Vorurteile abgebaut werden. Von Vorteil waren dabei Deutschkenntnisse.

Ausführlich geht Klußmann auf die Bandbreite von Verfolgungen und Abwehrreaktionen der Zwangsarbeiter und Arbeiterinnen ein. Häufig wurden die Lagerdolmetscher von der Gestapo als Spitzel eingesetzt, deren Anlaufstelle in der Holstenstr. bzw. dem Sophienblatt lag. Alleine 1944 wurden 119.000 Menschen in das Gefängnis in der Blumenstraße gebracht, drei Viertel davon Ausländer.

Das Ende in Kiel und die weiteren Schicksale

Die schweren Luftangriffe auf Kiel im letzten Kriegsjahr führten zu Auslagerungen von Betriebsteilen und Tätigkeiten wie Trümmerräumung und Schanzarbeiten. Gerade sowjetische Arbeiterinnen und Arbeiter fürchteten um ihr Leben. So gab es nicht nur Massenerschießungen im „AEL Nordmark“ vor Einzug der Alliierten, sondern es wird auch glaubhaft über geplante Ermordungen durch Gestapo und SS im Lager „An der Schanze“ in Friedrichsort und im Lager „Kanalinsel“ der Walter-Werke berichtet.

Auch in Kiel kam es infolge der Zusammenbruchsverhältnisse zu Morden und Plünderungen. Jan Klußmann wertet die Akte der Selbstjustiz aber als milde im Vergleich zum selbst erlittenen Leid.

1. Gerhard Hoch/Rolf Schwarz (Hg.), Verschleppt zur Sklavenarbeit. Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter in Schleswig-Holstein. Alveslohe und Nützen: Selbstverlag 1985. Erweiterte Neuauflage 1988.

2. Jörg Tillmann-Mumm, Der „Fremdarbeitereinsatz“ in der Kieler Rüstungsindustrie. Kiel: Magisterarbeit 1999. – Uwe Carstens, Die Flüchtlingslager der Stadt Kiel. Sammelunterkünfte als desintegrierender Faktor der Flüchtlingspolitik., Marburg 1992. – Irene Dittrich, Heimatgeschichtlicher Wegweiser zu den Stätten des Widerstandes und der Verfolgung 1933–1945. Schleswig-Holstein I. Nördlicher Landesteil. Hg. vom Studienkreis Deutscher Widerstand. Frankfurt am Main 1993

Die Anzahl der „Displaced Persons“ lag in Kiel im Mai 1945 bei 10.000 bis 15.000, stieg im Juni auf 25.000 bis 30.000 an, sank dann aber durch die zügige (Zwangs-) Repatriierung der sowjetischen DPs rapide. Die Auswirkungen auf Gesundheit und Seele sowie die Nachkriegsschicksale der ehemaligen Zwangsarbeiterinnen und Arbeiter werden im Schlusskapitel lediglich für Menschen aus der Sowjetunion betrachtet. Unabhängig von der Nationalität lässt sich wohl für viele Betroffene sagen, dass sie sich um ihre Jugend betrogen sehen. Hier fehlen ein paar Worte zur jüngsten Entschädigungspolitik.

Ich habe das Buch wie einen Roman lesen können. Berichte von Zeitzeugen durchziehen sämtliche Kapitel und machen die damalige Situation der Zwangsarbeiterinnen und Arbeiter nachvollzieh- und nachfühlbar, Verhaltensmuster werden interpretiert. Jan Klußmann bezieht durch seine Darstellungsart eindeutig Position und hebt sich somit positiv von „scheinobjektiven“ Werken so mancher Kollegen ab.

Endlich gibt es ein Buch, das alle Interessierten anschaulich und umfassend über das Thema „Zwangsarbeit in Kiel“ informiert.

Peter Meyer-Strüv

Theologe und Ideologe

Der Pastor Friedrich Andersen aus Flensburg spielte während der Weimarer Zeit und im „Dritten Reich“ eine wichtige Rolle im Spannungsfeld Kirche – Ideologiebildung – Politik, doch bislang fand er in wissenschaftlichen Abhandlungen allenfalls in Randbemerkungen oder Fußnoten Erwähnung. Das Desiderat einer eingehenderen Untersuchung zu seiner Person wird nun durch eine interessante Studie zur kirchlichen Zeitgeschichte erfüllt. Wie dem angefügten „Epilog“ von Stephan Linck zu entnehmen ist, handelt es sich bei dem Text um eine früher angefertigte theologische Examensarbeit des Autors.

Den Anlass zu seiner späten Veröffentlichung bildete die auch in Flensburg präsentierte Ausstellung „Kirche, Christen, Juden in Nordelbien 1933–1945“. Das Thema passt also gut in die Zeit.

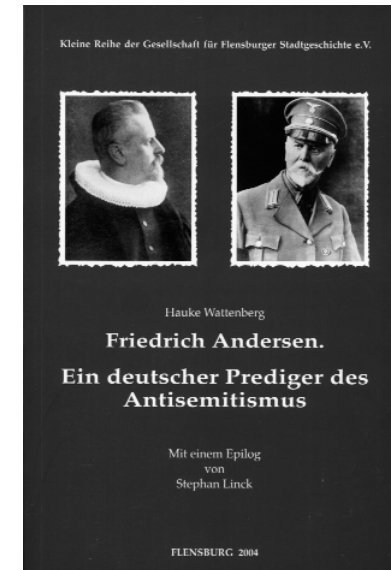
Titelaufsatz und Epilog („Zur Wirkungsbedeutung Andersens“) zeigen eine recht unterschiedliche Handschrift: Ersterer lässt den Ursprung im seminaristischen Umfeld erkennen und wendet sich eher an einen begrenzten theologisch informierten Leserkreis. Das schmälert den Wert der Arbeit keineswegs. Für eine breitere Öffentlichkeit ist jedoch der Epilog sehr hilfreich, ebenso am Schluss des Bändchens

der ansehnliche Apparat mit Anmerkungen.

Dieser Flensburger Hauptpastor (seit 1900) präsentiert sich – in der genannten Ausstellung wie auf dem Buchumschlag – in charakteristischer Ausstattung: in der lutherischen Halskrause, die den Eindruck erweckt, als solle sie Kopf und Leib voneinander trennen, und in der geschniegelten Gala eines Politischen Leiters der NSDAP mit goldenem Parteiabzeichen. Darin kommt eine Tendenz zum Ausdruck, die innerhalb der evangelisch-lutherischen Landeskirche – beginnend in der kaiserlichen Zeit und zunehmend in der Weimarer Republik – an Kraft und Einfluss gewinnt.

Der Text zeigt Andersen als einen Kirchenmann, der anfangs kaum auffällig ist, am wenigsten durch theologische Brillanz. Aber er rudert kräftig im Zeitgeist, um irgendwo einen Brückenkopf zu bilden, von dem aus er in den Lauf der kirchlichen Angelegenheiten einzugreifen hofft. Das gelingt ihm nur mäßig. Aber er hat das Glück, dass viele seiner Standesgenossen – und nur an sie wendet er sich – ähnlich fühlen und sehnen wie er.

Mit großen Teilen seiner Kirche fühlt auch Andersen sich verunsichert angesichts der großen sozialen Probleme der Kaiserzeit und der Einsicht, dass der Kirche die Kompetenz zu deren Lösung abhanden gekommen und eindeutig an die als „kirchenfeindlich“ abgestempel-



Hauke Wattenberg, Friedrich Andersen. Ein deutscher Prediger des Antisemitismus. Flensburg 2004. 90 S. (= Kleine Reihe der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte, Band 34)

te Sozialdemokratie übergegangen ist. Gleichzeitig schrumpft die Wunschvorstellung einer „Volkskirche“ immer weiter zu einer unrealisierbaren Fiktion zusammen.

Diese Frustration verführt Andersen und andere zu einer immer enger werdenden Anlehnung und schließlich Identifikation mit den völkischen und nationalistischen Bewegungen der Nachkriegszeit mit Kurs auf das Dritte Reich.

Zur Verunsicherung führt auch der tiefgehende theologische Richtungsstreit zwischen einem beharrenden konservativen Lager – Andersen kämpft gegen die hierarchisch „klerikal“ verfasste Kirche

und die Verbalinspiration (wörtliches Verständnis der biblischen Texte) – und gegen eine liberalere, an der Bibelkritik orientierte Kirchlichkeit.

In dieser als bedrohlich empfundenen Situation sucht er Auswege und findet sie in den in seiner Kirche bereits ausgetretenen Pfaden: Er sucht den Sündenbock für alle diese Übel und findet ihn in „dem Juden“. In ihm identifiziert er den Urheber der nationalen Nöte, und auf jüdischen Einfluss sei von Anbeginn die klerikale Erstarrung – erst in der katholischen, dann auch in den Kirchen der Reformation – zurückzuführen.

Andersens Weg führt folgerichtig in den Nationalsozialismus. Die Reihe seiner Publikationen kulminiert mit einer *Kurzen Glaubenslehre* (1935), gedacht als Handreichung für den Konfirmandenunterricht. Darin wird die „Ausmerzungen des Judentums“ als Akt christlicher Nächstenliebe gedeutet.

Wissenschaftlich unsolide, gerät er zunehmend in eine paranoid anmutende Verengung. Dem inneren Werdegang des Mannes nachzugehen und gerecht zu werden, wäre aufschlußreich und unerlässlich gewesen. Jedoch seine fünf-

bändige handschriftliche „Lebensgeschichte“ liegt beklagenswerterweise im Flensburger Stadtarchiv unter Verschluss.

Der Verbreitung seiner Ideologie dienen neben zahlreichen Einzelschriften auch die redaktionelle und teilweise maßgebliche Mitarbeit an Zeitschriften, auch und besonders an solchen kirchenamtlichen Charakters. Immer aber wendet er sich an seine Amtsbrüder, also die Stützen des von ihm so diffamierten „klerikalen“ Systems, nicht direkt an die breite kirchliche Öffentlichkeit, die von ihm so hofierten „Laien“.

Angesichts dieses Treibens bleibt es nur schwer verständlich, dass die landeskirchlichen Obrigkeiten, geistlichen wie staatlichen, dem nur halbherzige Abwehrkräfte entgegenstellten. Beide versäumten es, den „Anfängen zu wehren“. Verhängnisvoller als dieser Fall eines einzelnen besonderen Wirrkopfes war jedoch dessen Ort in einem weitgehend orientierungslosen Kollektiv.

Wattenbergs Arbeit lässt diese Tragödie deutlich hervortreten.

Gerhard Hoch

Autoren der Berichte und Rezensionen

Margarethe Degenhardt, geb. 1933. Studium der Geschichte und Romanistik an der Universität Hamburg. Gymnasiallehrerin an der Sachsenwaldschule in Reinbek und am Elsensee-Gymnasium Quickborn. Seit 1998 im Ruhestand. Aktiv in der Erforschung des Kriegsgefangenenlagers Quickborn-Himmelmoor.

Nils Hinrichsen, geb. 1964 in Husum, M.A. Studium der Geschichte und Volkskunde in Kiel, Hannover und Hamburg. Langjährige Mitarbeit an div. Hamburger Museen und Gedenkstätten. Dissertationsprojekt: Alltagsbiografie eines christlich-jüdischen Hamburger Ehepaares. Zzt. wissenschaftlicher Angestellter am Landemuseum für Kunst und Kulturgeschichte in Oldenburg i.O.

Gerhard Hoch, Jg. 1923, Absolvent einer nationalsozialistischen Lehrerbildungsanstalt (1942). Kriegsgefangenschaft bis 1948. Abgeschlossenes Studium der katholischen Theologie (1956). Bis 1984 Tätigkeit als Bibliothekar in Hamburg. Zahlreiche Veröffentlichungen zur NS-Geschichte in Schleswig-Holstein sowie zum Themenkomplex Kriegsgefangene, Fremd- und Zwangsarbeiter. 2004 Verleihung der Ehrendoktorwürde für seine vielfältigen historischen Forschungen.

Heidmarie Kugler-Weimann, geboren 1951. War bis 2002 Lehrerin an der Geschwister-Prenski-Schule Integrierte Gesamtschule Lübeck. Seit 1980 Mitarbeit an verschiedenen Projekten zur NS-Geschichte Lübecks.

Stephan Linck, Jahrgang 1964, Historiker, Dr. phil., zzt. arbeitslos. Veröffentlichungen u.a.: *Der Ordnung verpflichtet. Deutsche Polizei 1933–1949. Der Fall Flensburg* (Paderborn 2000), *Als Jesus „arisch“ wurde. Kirche, Christen, Juden in Nordelbien 1933–1945* (Hg., zus. m. A. Göhres u. L. Liß-Walther, Bremen 2003) sowie zahlreiche Aufsätze zur Geschichte von Sicherheitsapparat, Polizei und Gestapo.

Kai-Uwe Scholz, Jahrgang 1961, Dr. phil., studierte Literaturwissenschaft, Kunstgeschichte und Evangelische Theologie. 1987 M.A. an der University of Wisconsin-Madison. 1993 Promotion an der FU Berlin mit einer Studie zu Nachkriegspublikationen von NS-Autoren. Publikationen und Ausstellungen zu Architektur, Design, Kunst und Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. Arbeitet als Journalist und freier Autor in Hamburg.

Peter Meyer-Strüvy, Jahrgang 1961, lebt in Bremen und arbeitet als Inspektor beim Wasser- und Schifffahrtsamt. In seiner Freizeit ist er seit Jahren im AKENS aktiv und war früher Mitarbeiter im Kieler Arbeitskreis Asche-Prozeß. Mehrere Publikationen, u.a. über niederländische Zwangsarbeiter in Kiel.

Frank Omland, Dipl. Sozialpädagoge, Jg. 1967, wohnhaft in Hamburg. Seit 1991 aktives Mitglied im AKENS, seit 2003 im Vorstand. Forschungsschwerpunkt: Wahlen und Abstimmungen in der NS-Diktatur. Vermittlung der NS-Geschichte auf Stadtführungen in Hamburg und Kiel.

Thomas Pusch, Jahrgang 1963, Historiker (Dr. phil.). 1993–1995 Mitarbeiter der Geschichtswerkstatt Göttingen e.V., 1996–1999 wissenschaftlicher Mitarbeiter des IZRG Schleswig. 2002 Dissertation: *Politisches Exil als Migrationsgeschichte. Schleswig-Holsteiner EmigratInnen und das skandinavische Exil 1933–1960*. Arbeitet als akademischer Tagelöhner. Zuletzt freier Mitarbeiter der Körber-Stiftung, des Museumsdienstes Hamburg, Projektentwickler für „Autofreies Wohnen“ e.V., 2-Euro-Jobber und freier Mitarbeiter des Museums der Arbeit, Hamburg. Seit Dezember 2004 Vertretungslehrkraft an einem Harburger Gymnasium.

Kontaktaufnahme zu den Autorinnen und Autoren über post@akens.org